OTTO WOLF
BUCHBINDEREI
AUGSBURG

Kult
620

Cardinal Ruffo.

Sitten

und

Kulturgemälde

von

Rom.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

[V.: Carl Ludwig Fernow]

Mit dem Bildnisse des Kardinals Ruffo und neun andern Kupfern.

Gotha,
bey J. Perthes 1802.

135

Vorbericht.

Durch die Galerie wird kein Meister berühmt, aber wohl in umgekehrtem Falle, durch den Meister manche Galerie. Hoffentlich tritt bey dem Gemälde des neuesten Roms, welches in dieser Galerie merkwürdiger Hauptstädte von Europa dießmal aufgestellt wird, wirklich der letztere Fall ein. Der geistreiche Verfasser dieser Schilderung ist kein durchfliegender Zugvogel, sondern seit 9 Jahren ein beständiger Einwohner Roms gewesen, und hat durch mancherley Vorkenntnisse

ausgerüstet, die nicht immer jedem zu Gebote standen, der zu jener Königinn auf sieben, oder siebzehn Hügeln an der Tiber, wallfahrtete, überall zu sehen und zu hören gewußt, wo es der Mühe lohnte. Und wenn lohnte es für den aufmerksamen Beobachter dort mehr der Mühe, als in den letzten sechs Jahren, wo sich auch in Rom die Wunder der Geschichte so häuften, und die seltsamsten Kontraste oft so grell und schneidend gegen einander stellten, daß auch für jene, Jahrhunderte lang unerschüttert stehende Schlüsselgewalt die Welt aus ihrer Achse gehoben und eine neue Aera anzubrechen schien. Der von dem berühmten irländischen Propheten und Bischoff zu Armagh, dem heiligen Ma-

lachias voraus verkündigten Peregrinus Apostolicus, der hartgeprüfte Pabst Pius VI. durchlief in wenig Jahren den ganzen Kreis der Erhöhung und Erniedrigung, den uns die Geschichte seiner Vorgänger kaum in langen Jahrhunderten einmal herumgedreht erblicken ließ, und die Roma aeterna theilte endlich den schnellen Glückswechsel ihres geistlichen Oberhauptes. Von allen diesen war der Maler des, hier aufgestellten, Sittengemäldes ein aufmerksamer, aber unbefangener Augenzeuge, und die Erklärungen zu den Kupfern, welche einige der merkwürdigsten römischen Revoluzionsszenen, zum Theil nach wirklichen, in Rom bey jenen Veranlassungen erschienenen Kupferstichen, abbilden, enthal-

ten, wie jeder finden wird, mehr als einen kräftigen Pinselstrich zu einem eigentlichen Revoluzionsgemälde. Offenbar aber war es dem Verfasser eigentlich nicht um diese, eben so schnell verlöschenden, als sich entzündenden Meteore der neuesten römischen Geschichte zu thun. Getreue Auffassung und Darstellung der Züge, in welchen man, zwischen allem Fremdartigen dennoch die ächte Nazionalphysiognomie des eingebornen Römers zu erkennen glaubt, war der Hauptaugenmerk unsers Sittenmalers; und Kenner, welche diese Bogen, vor ihrer Bekanntmachung, sorgfältig prüften, fällten einstimmig das Urtheil, daß ihnen in unserer Literatur durchaus nichts über Rom bekannt geworden sey, was diesem Ge-

målde an Wahrheit, Lebhaftigkeit und Zierlichkeit in einem so kleinen Rahmen zu vergleichen sey. Ja, sachkundige Leser werden, bey mehr als einer Stelle finden, daß der Verfasser manches, wodurch er seinem Gemålde leicht einen noch glänzendern Firniß angestrichen håtte, absichtlich verschmåhte, weil ihm die Wahrheit überall heiliger war, als die Kunst der Darstellung.

Einem, jetzt ziemlich allgemein verbreiteten, Vorurtheile wird durch die Bekanntmachung dieses Gemåldes, hoffentlich mit Erfolg, entgegen gearbeitet werden. Viele unserer Landsleute sind geneigt, sich von Roms Bewohnern und seinen Kunstschåtzen, nach den letzten Revoluzionsstürmen eine sehr ungün-

stige und abschreckende Vorstellung zu machen. Wer dem Verfasser nicht alle Glaubwürdigkeit abspricht, und dieß wird niemand wagen, wer auch nur die Manier kritisch zu würdigen versteht, der wird sich überzeugen müssen, daß alle jene Stürme und Kunstplünderungen, doch weder den Charakter und Kunsttrieb des Volks wesentlich änderten, noch der wißbegierigen und edeln Schaulust das Schönste und Begehrungswürdigste entzogen. Dieß konnte kein Friede zu Tolentino und kein französischer Kommissarius in Requisizion setzen. Noch immer kann ein zweyter Gibbons auf dem Kapitole den Plan zu einem unsterblichen Werke der Geschichte entwerfen, noch immer ein zweyter Winkelmann an tau-

send unvergleichlichen Kunstdenkmälern, die Fackel des reinsten Kunstenthusiasmus anzünden. Es werden daher gewiß allen Liebhabern und Kunstfreunden die ausführlichen, und bey der mangelhaften Mittheilung, die neuerlich zwischen Italien und Teutschland statt fand, fast ganz neuen Nachrichten in den letzten Bogen dieses Gemäldes, über den gegenwärtigen Zustand der Künste und Kunstfreunde in Rom, besonders über des wahrhaft großen, aber darum auch so bescheidenen Canova Kunstwerkstätte, ungemein erfreulich und lehrreich seyn. Wir werden durch alles dieß gleichsam aufs neue an jenen klassischen Boden geknüpft, auf welchem noch jetzt alle Kultur der Modernen beruht, und,

so lange nicht Ungeschmack und Barbarey ihr bleyernes Joch auf unsern Nacken legen, auch ferner beruhen wird.

Der Verfasser dieses Gemäldes befindet sich jetzt in Neapel, und wird, wenn das Publikum diesen ersten Versuch einer günstigen Aufnahme würdigt, uns bey einer neuen Ausstellung, mit einem Gemälde jener, an lebendiger Regsamkeit noch reichern, Stadt erfreun.

Weimar den 24sten Sept. 1802.

C. A. Böttiger.

Fabrizio Ruffo.

Unter den Männern, welche, während der Revoluzion von Rom und Neapel, eine öffentliche Rolle gespielt haben, ist der Kardinal Ruffo, dessen Bildniß diesem Gemälde vorgesetzt ist, unstreitig einer der merkwürdigsten. Und da, im Laufe jener Begebenheiten, der Nahme dieses Mannes mehr als einmal die Aufmerksamkeit des Publikums beschäftigt hat, so glauben wir, daß demselben eine biographische Skizze, welche die Hauptzüge seines Lebens und Charakters darstellt, nicht unwillkommen seyn werde.

Die Familie Ruffo rühmt sich, von dem altrömischen Geschlechte der Rufi abzustammen, und ist in den Jahrbüchern des Königreichs Neapel nicht unberühmt. Der Kardinal Fabrizius Ruffo wurde am 16 Septbr. 1744 in Neapel geboren. Sein Oheim, der alte Kardinal Ruffo, bey welchem damals der Abate Giovanni Angelo Braschi von Cesena, nachmaliger Papst

Pius der Sechste, das Amt eines Uditore bekleidete, nahm den jungen Fabrizio zu sich nach Rom. Dieser ward durch den Tod des Oheims Erbe der reichen Verlassenschaft desselben, und trat nun als Prälat in den geistlichen Stand, ohne darum auf die Freuden des Weltlebens Verzicht zu thun. Monsignore, ein feuriger, wohlgebildeter, vermögender Jüngling, bekümmerte sich anfangs wenig um die ernsten Geschäfte des römischen Hofes, sondern überließ sich ganz dem frohen Genusse des Lebens. Die schönen Jahre seiner Jugend verflossen, im vertraulichen Umgange mit zwey reizenden Schwestern, Nahmens Cucumos, in fröhlichen Abendgesellschaften, wo Komus und Bacchus den Vorsitz führten; oft schwärmte er Monate lang in der Campagna di Roma, und den umliegenden Gebirgen auf der Jagd umher, von der er sein ganzes Leben hindurch ein leidenschaftlicher Liebhaber blieb, und auch noch oft als Kardinal, Tage und Wochen lang, den Purpur mit der Weidtasche vertauschte.

Im Jahre 1785 ernannte Pius der Sechste, welcher dem alten Kardinal Ruffo sein gan-

zes Glück und seine Erhebung zur Prälatur verdankte, aus Dankbarkeit den Neffen seines Wohlthäters, Monsignore Ruffo zum Tesoriere oder Finanzminister, eine Charge, welche zum Kardinalshute führt. Mit der Erhebung zu diesem Posten erhob sich auch der Geist des jungen Mannes, der bis dahin unbekannt, im frohen Genusse des Lebens geschwelgt hatte, zu höheren Zwecken; und Ehrgeitz ward nun seine herrschende Leidenschaft. Ohne sich zur Verwaltung öffentlicher Angelegenheiten besonders gebildet zu haben, ließ sein heller Blick ihn bald die großen Mängel in der Einrichtung des römischen Finanzwesens bemerken, wenn er auch für sich selbst nicht fähig war, zweckmäßige Mittel zu ihrer Abstellung auszudenken. Aber eine Reform dieses Zweiges der Staatsverwaltung, war das gewisseste Mittel, sich auszuzeichnen, und in den Fastis des römischen Staats zu glänzen. Dazu waren ihm Köpfe nöthig, die ihm zu dieser Reform ihre Kenntnisse leihen, und Plane zu Verbesserungen entwerfen konnten. Es fehlt nirgends an Projektmachern, um so weniger, wenn ein Minister selbst sie sucht. Monsignor Teso-

irere fand sich bald von einem Schwarme solcher Leute umgeben, unter denen ein gewisser Müller, ein teutscher Aventurier, der vom Großherzoge Leopold aus Toskana verwiesen war, und ein gewisser Adorno die Hauptrollen spielten. Um über die nöthigen Verbesserungen, und die dazu vorgeschlagenen Mittel zu deliberiren, wurde in der Wohnung des Müller eine ökonomische Sozietät errichtet, in welcher gewöhnlich Ruffo, oder in dessen Abwesenheit die Marchesa Sampieri Lepri, dermalige Freundinn unsers Monsignore, der bereits seine Cucumos verlassen hatte, den Vorsitz führte. Es wurden Manufakturen errichtet, das Zoll- und Akzisewesen bekam eine neue Einrichtung, zu welcher Müller den Plan machte, und ausführte. In diesen Jahren erschienen eine Menge Memorie, diese Verbesserungen betreffend, unter dem Namen Ruffo's im Drucke, die aber sämmtlich von seinen Gehülfen, und unter diesen vornehmlich von den Monsignori Vergani und Borsari abgefaßt sind. Monsignore war nicht gesonnen, der Verwaltung seines Amtes die frohen Genüsse des Lebens aufzuopfern; er überließ die

Arbeit seinen Projektirern und Gehülfen, und begnügte sich bloß mit dem Ruhme. Genialische Musenpriester, Schauspieler, Sängerinnen und Tänzerinnen, beseelten die reizenden Abendfeste bey der blonden Marchesa Lepri, und die schönen Herbst- und Frühlingstage wurden, wie ehemals, dem Dienste der keuschen Diana geweihet.

Die merkwürdigste Operazion Ruffo's aber, welche den Grund zur nachherigen gänzlichen Zerrüttung der Finanzen legte, war die Vermehrung und Einführung des Papiergeldes in alle Provinzen des römischen Gebiets. Bis dahin waren die Zettel nur in geringer Quantität vorhanden, und bloß in Rom und den umliegenden Ortschaften im Umlaufe. Durch ihn wurden sie zuerst in die Legazionen eingeführt; und auf den cedole, die seitdem gemünzt wurden, las man: Vaglia per tutto lo stato. Pius begünstigte diese Operazion, welche eine so ergiebige Quelle für seine Prachtliebe und Verschwendungssucht öffnete, und hielt den Urheber derselben in großen Gnaden. Die, welche das große Bedürfniß einer Reform in allen Zweigen

der römischen Staatsverwaltung kannten, hofften von Ruffos neuen Einrichtungen die besten Früchte; aber beym großen Publikum, dem alle Neuerungen verdächtig sind, so wie bey allen denen, welche in der alten Unordnung ihren Vortheil fanden, machten diese Neuerungen ihn fast allgemein verhaßt; doch war dieser Haß nicht im Stande, ihren Fortgang zu hemmen.

Im Jahre 1791 ward Monsignore Ruffo zur Kardinalswürde ernannt; aber der Papst behielt ihn bis zum 21 Febr. des Jahres 1794 in petto, und er stand bis dahin der Verwaltung der Finanzen, noch als Pro-Tesoriere vor, da kein Kardinal diesen Posten bekleiden kann. Einige Jahre vorher hatte sich, um dem ehrsüchtigen Papst Pius VI. zu schmeicheln, der sonst nie üblich gewesene Gebrauch eingeschlichen, daß die neukreirten Kardinäle, sich der Nipotinn, Duchessa Braschi, die des heil. Vaters Liebling war, präsentirten. Dieß that auch der Kardinal Ruffo; er ward aber, als er, nach abgestatteter Visite, wieder in seinen Wagen stieg, von einer, vor dem Pallaste versammelten, Volksmenge öffentlich

ausgepfiffen. Das Gerüchte sagte allgemein, daß diese Szene von der Nipotinn selbst veranstaltet worden sey, bey welcher Monsignor Ruffo, während seines Tesorierats, in Ungnade gefallen war, weil er ihr eine geforderte Dienstleistung abgeschlagen hatte; und man nannte auch den Abate, der auf ihr Geheiß das Volk versammelt, und das Signal zum Pfeiffen gegeben hatte. Dem sey, wie ihm wolle, der Kardinal Ruffo nahm diesen Insult so übel auf, daß er bald darauf von Rom abreiste und sich nach Neapel begab, wo er bald, und wie man sagt, vornehmlich durch sein Jägertalent, die Gunst des Königs gewann, der ihn zum Direktor der königlichen Anstalt von S. Leuce ernannte, eine Art von Kolonie in der Nähe von Caserta, die der König einige Zeit vorher angelegt hatte, und die damals sein Steckenpferd war.

Pius VI. nahm diesen Uebergang Ruffo's zum neapolitanischen Hofe mit vielem Verdruße auf, um so mehr, als damals die Höfe von Rom und Neapel, wegen des von letzterem verweigerten Zeltertributs, noch stark gegen einan-

der gespannt waren; und es entspann sich deshalb zwischen dem Papst und dem Kardinal, ein lebhafter Briefwechsel, wo Pius dem letzteren unter andern vorwarf: „er habe den Steigbügel des Papstes verlassen, um den eines Königs zu halten. Aber Ruffo blieb fortdauernd in Neapel, und stand bey Hofe in Gunst und Ansehen.

Inzwischen griff die französische Revoluzion immer weiter um sich, von welcher der Kardinal anfangs nur wenig Notiz genommen hatte. Doch sagt das Gerücht, daß er der französischen Parthey nicht abgeneigt gewesen sey. Als endlich die Franzosen zuerst den Kirchenstaat einnahmen, und dann auch in das neapolitanische eindrangen, folgte der Kardinal dem flüchtigen Hofe nach Palermo. Da aber die Franzosen nicht weiter in Unteritalien vordringen konnten, wohin sich die Ueberreste der neapolitanischen Armee zurückgezogen hatten, und wo sich überdieß eine Insurrektion bildete, der nur noch ein Anführer mangelte, um sie zu organisiren; und da das Kriegsglück in Oberitalien noch un-

entschieden wankte; so faßte der Kardinal Ruffo den heroischen Entschluß, sich als Haupt und Generalissimus an die Spitze der Insurgenten in Kalabrien zu stellen, und auch als Held in der Zeitgeschichte zu glänzen. Der König von Neapel billigte sein Vorhaben, und gab ihm, mit dem Titel eines Vicerè unbedingte Vollmacht zu handeln. Ruffo setzte mit zwölf Vertrauten nach Reggio über, und fing an, die empörten Kalabresen unter seine Fahnen zu versammeln.

Um diese Zeit war Pius VI. in Valence gestorben; und das Gerüchte von seinem Tode verbreitete sich in Unteritalien. Der Kardinal Ruffo benutzte es, um durch einen frommen Betrug seine Insurgentenarmee zu verstärken. Er ließ unter dem Volke die Sage verbreiten, daß das Kollegium der Kardinäle ihn zum Papst erwählt, und seine Stimmen schriftlich übersandt habe, und nahm den Nameu Urban des IXten an. Als dieß in Neapel bekannt wurde, mußte der dortige Erzbischoff Kardinal Capecezurlo, auf Befehl des französischen Befehlshabers, ihm

mit dem Bannstrahle drohen, wenn er fortfahren würde, länger den Papst zu spielen. Er legte auch bald darauf, mit dem Titel des Papstes, zugleich die Insignien der Kardinalswürde, für eine Zeitlang ab, und kleidete sich in militairische Uniform. Indessen hatte sich ein zahlreiches Heer von Kalabresen, von der Hoffnung reicher Plünderungen angelockt, unter die Fahnen der Madonna versammelt, welche überall aufgepflanzt waren. Durch die Thätigkeit des Generalissimus Ruffo wurde bewirkt, daß die Franzosen und Republikaner von Neapel die Hoffnung aufgaben, tiefer in Unteritalien vorzudringen, und der republikanischen Parthey in diesen Gegenden zu Hülfe zu kommen. Er eroberte verschiedene von Patrioten besetzte Städte in Kalabrien, und ließ einige derselben durch seine raubsüchtigen Soldaten ausplündern.

Als bald darauf das, in Oberitalien sich wendende, Kriegsglück die Franzosen nöthigte, sich eiligst aus dem neapolitanischen und römischen Gebiete zurückzuziehen, folgte Ruffo mit der Masse ihnen auf dem Fuße nach, und beunruhigte ihren Nach-

trab. Bey der Wiedereinnahme von Neapel durch die Königlichen, wo bekanntlich den dort zurückgelassenen Patrioten die geschlossene Kapitulazion, unter dem Vorwande gebrochen wurde, daß man nicht verbunden sey, Rebellen das gegebene Wort zu halten, war der Kardinal Ruffo der Einzige, welcher Ehrgefühl genug hatte, sich dieser unrühmlichen Handlung lebhaft zu widersetzen; aber ohne Erfolg, weil Nelson die Stimmen der Rachsucht durch sein Gewicht unterstützte, und die Patrioten wurden das Opfer ihrer Leichtgläubigkeit. Kardinal Ruffo blieb noch eine Zeitlang Generalissimus der Insurgentenmasse, welche sich l'armata della santa fede nannte, und unter diesem Titel überall plünderte und mordete, bis zuletzt die Masse aufgelößt wurde, worauf er wieder nach Palermo gieng, und endlich, nach der Ankunft Pius des Siebenten in Rom, hieher zurückkehrte, wo er mit dem Charakter eines Geschäftsträgers des neapolitanischen Hofes bekleidet, im heiligen Kollegium der Kardinäle eine wichtige Rolle spielte. Seit einiger Zeit hat sich der Kardinal Ruffo aufs neue nach Neapel begeben, wo er vom Könige mit großer Auszeichnung aufgenommen und

zum Mitgliede des Staatsraths ernannt wurde. Das Gerücht erzählt, daß der König in der ersten nachfolgenden Sitzung den Kardinal Ruffo vermißt, und deshalb den anwesenden Räthen sein Befremden geäußert habe. Diese erklärten, man habe dem Kardinale die Sitzung nicht gemeldet, weil keine Regel der Etikette bestimme, welcher Platz einem Kardinale im Staatsrathe gebühre. Der König habe darauf sogleich den Kardinal einladen lassen, nach der Ankunft desselben den Thron bestiegen, zu seiner Rechten den Minister Acton, zur Linken den Kardinal Ruffo Platz nehmen lassen, und erklärt, daß dieß der Sitz sey, der dem Kardinal gebühre.

Der Kardinal Ruffo scheint, durch seine Geistesfähigkeiten sowohl, als durch seinen Charakter dazu berufen, auf der Weltbühne zu glänzen; und wenn der Genius der Zeit es noch erlaubte, daß Kardinäle im Kabinette, oder im Felde eine bedeutende Rolle spielen könnten, so wäre er, aus den Proben, die er in der Revoluzion davon gegeben hat, zu schließen, unter den Gliedern des römischen Priestersenats wohl der Fähigste

dazu. Ein schlauer Verstand, Thätigkeit und Energie zum Handeln, Ehrgeitz und reichliche Dosis von der Moral der Erdengötter: die Menschen als Werkzeug seiner Absichten zu brauchen und zu verbrauchen, sind die Hauptzüge seines Charakters; aber ein unstätes, leidenschaftliches Temperament hindert ihn zugleich, einen Zweck lange zu verfolgen, einen Plan ruhig und mit Standhaftigkeit durchzuführen. So hat er sich als Tesoriere der päpstlichen Kammer, so als Generalissimus der neapolitanischen Insurgentenmasse, und so in seinem Privatleben erwiesen.

Erklärung der historischen Kupfertafeln.

Die Republikanisirung Roms, würde unter den großen Begebenheiten unserer Zeit, die größte und denkwürdigste für die Menschheit geworden seyn, wenn der Ausgang den großen Erwartungen entsprochen hätte, die sie erregte. Der Umsturz eines, mehr als tausendjährigen, Priesterreichs, das seine Herrsch- und Habsucht über alle Welttheile ausstreckte; die Befreyung vieler Millionen von der Geissel des Pfaffenthums; die Zurückführung einer Religion, die von ihrem Stifter nichts mehr, als den bloßen Namen

übrig hat, zu ihrem wahren Zwecke, zur moralischen Erziehung des Menschengeschlechts, — war der glänzendste Triumph, womit das scheidende Jahrhundert, das sich das Jahrhundert der Philosophie und der Aufklärung zu seyn rühmte, von der Bühne abtreten, und diesen stolzen Namen bey der Nachwelt verdienen konnte. Aber nur die Hand der Zeit soll der Wahrheit den Schleyer abziehn, der sie verbirgt. Der revoluzionaire Fanatismus überflog das Ziel; er riß das alte, morsche Gebäude politischer und religiöser Mißbräuche nieder, ohne vorher ein besseres begründet zu haben. Darum müssen nun die eifrigsten Zerstörer selbst, die zerstreuten Trümmern wieder sorgfältig zusammenflicken, um die arme, verwilderte Menschheit, mit guter Manier, in den Nothstall der alten bürgerlichen Ordnung zurückzuführen; und darum befinden wir uns nun wieder eben da, wo wir vorhin waren. Das Schauspiel ist zu Ende; nur schade, daß die Kenner nicht applaudiren können. Die Zerstörung einer alten Monarchie, sollte bloß einer neuen Platz machen. Das Schifflein Petri ist, nach überstandenem Sturme,

mit seinen Matrosen und Ruderknechten, glücklich wieder in den Hafen zurückgekehrt, und die römische Revoluzion ist bloß eine Episode der französischen gewesen. Indessen hat doch die Geschichte wieder neuen Stoff bekommen, um einige Blätter ihrer skandalösen Weltchronik mit Menschenblute voll zu schreiben. — Zur Unterhaltung der Leser unsers Gemäldes, liefern wir einige Abbildungen der interessantesten Szenen aus dieser großen Tragikomödie, deren Erklärung wir hier beyfügen.

I.

Duphot's Ermordung vor dem Thore des Pallastes Corsini in Rom.

I.

Dúphots Ermordung.

Der Tod des General Dúphot war, wie einst der Tod der Lukrezia im antiken Rom, die nächste Veranlassung zur Republikanisirung des modernen; und aus der Aehnlichkeit dieser Motive wollten weissagende Freunde der letzteren, eine günstige Vorbedeutung ziehen; aber leider entsteht nicht immer Gutes aus Bösem. Die Revoluzion würde, auch ohne diesen Vorfall, unter einem andern Vorwande bewirkt worden seyn. Ja sie entstand schon, und Dúphot war bloß das Opfer ihres ersten Ausbruchs. Es war am 28sten December 1797, als diese Szene sich ereignete. Die Annäherung der Franzosen, welche bereits in den Kirchenstaat eingedrungen waren, und einige Städte desselben besetzt hatten; die Unentschlossenheit der römischen Regierung; die Protekzion, welche die republikanischgesinnten Unruhstifter unter der Hand vom französischen Gesandten genossen, hatten diese letzteren immer

kühner gemacht. Die Patrioten hielten Zusammenkünfte in Häusern, wo die Regierung sie nicht stören konnte, und trieben ihr Wesen frey und unverholen. Am gedachten Tage Vormittags, sammelten sich einige hundert Patrioten vor dem Pallaste Corsini in Trastevere, welchen der französische Ambassadeur Joseph Bonaparte bewohnte, theilten französische Kokarden und Geld unter das Volk aus, und riefen der Freyheit und der römischen Republik wiederholt ein Vivat. Die Regierung, von diesen Bewegungen benachrichtigt, sandte zahlreiche Patrouillen in diese Gegend, denen es aber nicht gelang, die Lärmer zu zerstreuen, weil diese sich, bey Annäherung des Militairs, in den geräumigen Flur und Hof des Pallastes zurückzogen, wo die Patrouillen, ohne Erlaubniß des Gesandten, nicht hineindringen durften. Dieser schien auch nicht gesonnen, es zu erlauben; doch kam er, bey immer zunehmendem Getümmel, von einigen französischen Offiziers, die eben bey ihm speisten, begleitet, selbst herab, um die Patrioten zur Ruhe zu ermahnen, während der General Dûphot, ein junger Mann von 27 Jahren, der

wegen seines ausgezeichneten Muthes den Vortrab der bonapartischen Armee kommandirte, von dem Oberbefehlshaber vorzüglich geschätzt, und im Begriffe war, dessen Schwester zu heyrathen, vor das Thor des Pallastes hinaus, etwa funfzig Schritte gegen die nahe Porta Settimiana gieng, um mit dem Offizier der daselbst postirten päpstlichen Patrouille zu sprechen. Joseph Bonaparte und die übrigen folgten ihm in einiger Entfernung. Zum Zeichen friedlicher Gesinnung, tritt er, den Hut in der Hand, an welcher der entblößte Degen am Bande herabhängt, vor, und nähert sich, des Zurufs der Soldaten ungeachtet, welche das Gewehr anschlagen, und zu schießen drohen, bis an die Bajonette des ersten Gliedes. Dieses giebt auf Kommando des Offiziers Feuer, aber die Gewehre versagen; sogleich feuert das zweyte Glied, und der General fällt, von zwey Kugeln in den Leib getroffen, zu Boden. Noch mehrere Soldaten schießen ihre Gewehre auf den Gefallenen ab, und einer schlägt ihn, da er sich noch regt, mit dem Flintenkolben völlig todt. Der Gesandte, mit seinen Begleitern, rettet sich durch

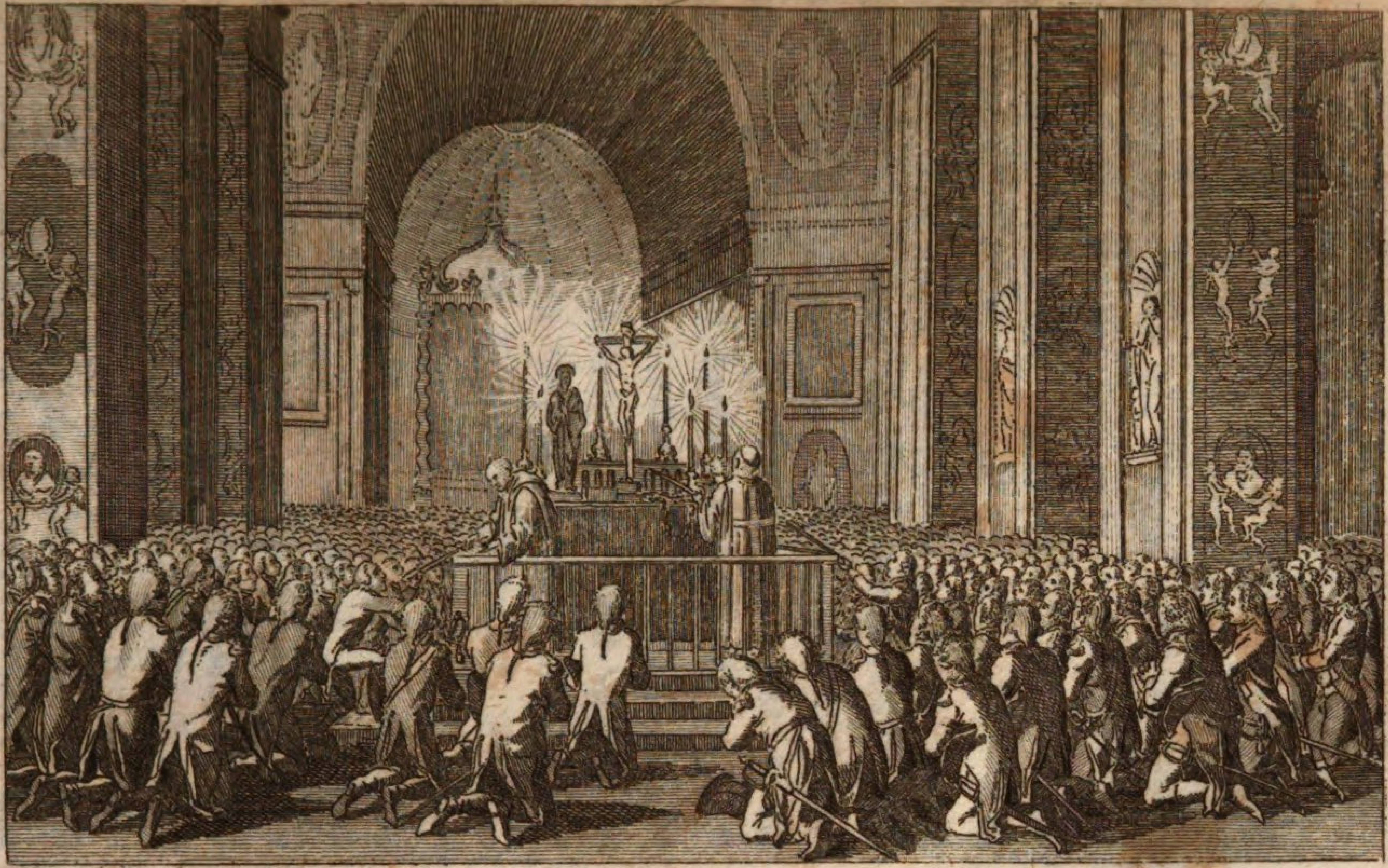
eine nahe Gartenthür in den Pallast zurück. Sechs Wochen nach diesem Vorfalle, zogen die Franzosen in Rom ein.

II.

Die Ausstellung der Reliquien in St. Peter.

Die Annäherung der Franzosen gegen Rom, die keine Unterhandlung mehr hintertreiben konnte, wurde dem römischen Volke von seinen Pfaffen als ein Strafgericht des, über seine Sünden zürnenden, Gottes vorgestellt, das allein Buße und Bekehrung noch abwenden könne. Schon hatte man viele Zeichen und Wunder gesehen. Ein dürrer Lilienstengel, der neben einem Madonnenbilde hieng, hatte eine Blume getrieben; mehrere Madonnen hatten die Augen bewegt; ganz Rom war deshalb in Unruhe. Vor allen Marienbildern standen dicke Haufen gläubigen Pöbels, ganze Tage lang, und gafften hinauf, und niemand wagte zu sagen, daß er das Wunder nicht gesehen habe. Sogar eine Kopie der

II.

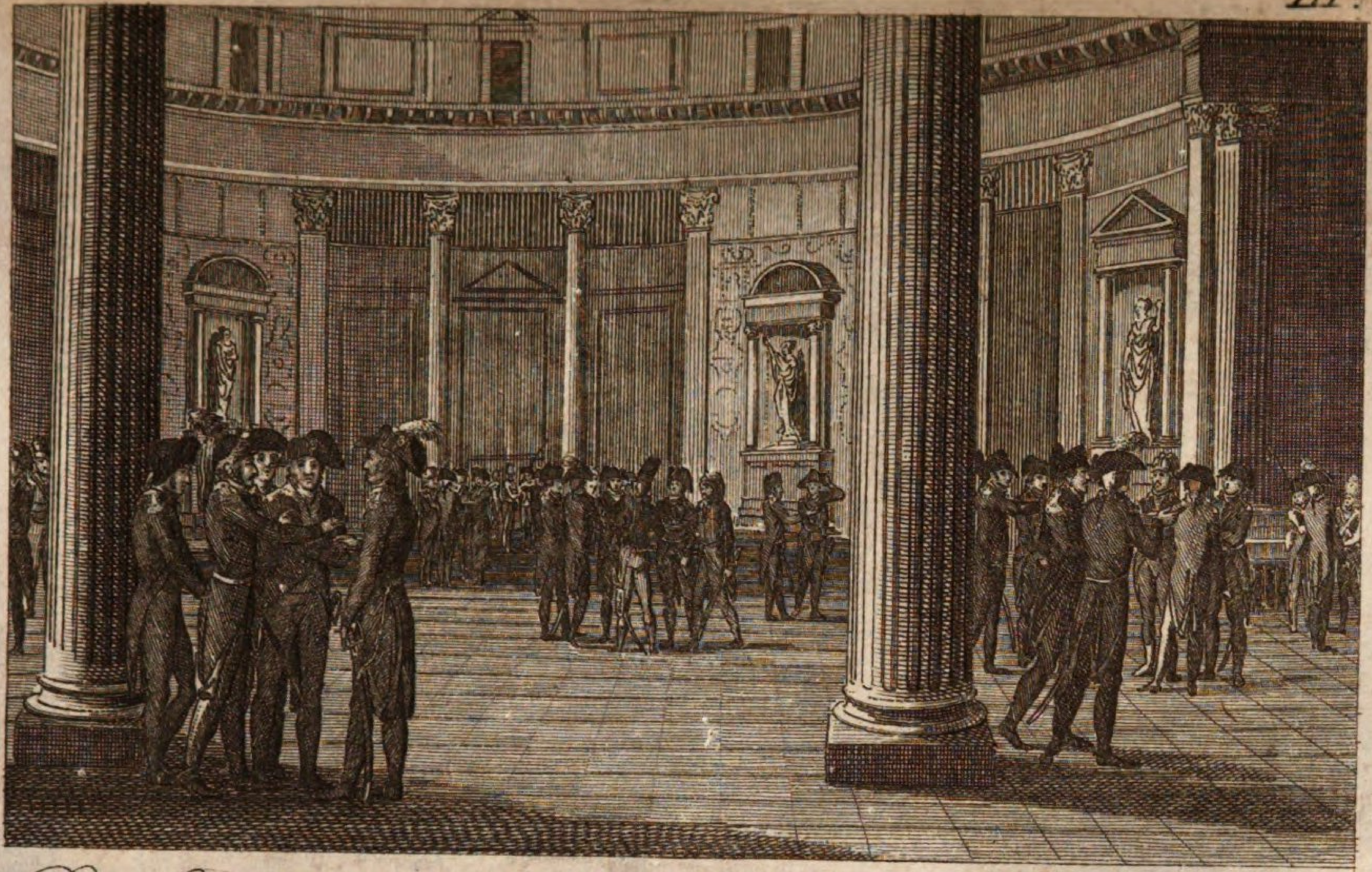


Ausstellung heiliger Reliquien in St. Peter, durch deren Berührung die päbst. Officiere ihre Degen weihen lassen.

bekannten Crucia in einem Privathause, die von der Hausmagd für ein Madonnenbild gehalten wurde, sollte die Augen verdreht haben. Die Priester ermangelten nicht, diese Gährung zu benutzen, und den Fanatismus immer mehr zu erhitzen. Täglich wurden, auf den öffentlichen Plätzen der Stadt, Bußpredigten gehalten; in vielen Kirchen war das Sakrament ausgestellt; zahlreiche Prozessionen zogen dumpfmurmelnd mit dem Kruzifixe durch die Straßen, unter denen man viele Personen barfuß, und in Kutten von Sacklein gehüllt, bemerkte. Die heiligsten und wunderthätigsten Reliquien, die Rom besitzt, die Ketten des heiligen Petrus, welche in der Kirche St. Pietro in Vincoli aufbewahrt werden, und ein uraltes, schwarzes Fratzenbild, das unter dem Namen il Salvatore verehrt wird, wurden in einer feyerlichen Prozession, unter einem Baldachin in die Peterskirche gebracht, und daselbst auf einem, in der Mitte derselben errichteten, Altare öffentlich ausgestellt; und zwey Pfaffen, die von Zeit zu Zeit abgelöst wurden, waren vom frühen Morgen, bis zur späten Nacht beschäftigt, durch Berührung dieser Heiligthümer, das

zu weihen, was ihnen von der herzuströmenden Menge zu diesem Zwecke dargereichet wurde. Man weihete hier, Kinderwindeln, Rosenkränze, Liebesbriefe, Lotterielose, Amulete und die Degen der Offiziere und Soldaten, welche gegen die Franzosen ins Feld ziehen sollten. Diese Waffen wurden besonders an den Ketten des heil. Petrus gerieben; aber leider! konnte diese Weihung nicht hindern, daß nicht die ganze päpstliche Armee, beym ersten Zusammentreffen mit den Republikanern am Senio, vor Faenza, in einigen Stunden vernichtet wurde. Bey dieser Ausstellung der Reliquien, machte ein loser Spötter den Schwank, einem der weihenden Priester ein Packet zu überreichen, und sich darauf fortzuschleichen. Bey der Eröffnung des zurückgebliebenen Packets, fand man darin mehrere Kupferstiche, mit des, damals schrecklich gefürchteten, Bonaparte's Portrait, nebst der Beyschrift: Dieser ist der wahre Welterlöser!

III.



Die Berathschlagung der französischen Officiere in der Rotunda.

III.

Berathschlagung der französischen Offizire im Pantheon.

Die hier dargestellte Begebenheit verdient, als eine öffentliche Aeusserung der ehr- und rechtliebenden Gesinnung, welche das Korps der französischen Offiziere beseelte, hier eine Stelle, wenn sie gleich sonst, durch keine eigentliche Handlung, zur malerischen Darstellung geeignet ist. Das Raubgesindel der Kommissaire, welches der französischen Armee nach Rom gefolgt war, hatte auch hier, unter dem Schutze der kommandirenden Generale, welche den Raub mit jenen theilten, bereits angefangen, sein Plünderungssystem auszuüben. Millionen wurden durch Kontribuzionen eingetrieben, Kirchen wurden geplündert, die Spitäler ihres nothwendigen Hausraths und ihrer Fonds beraubt, und überall willkührliche Erpressungen gemacht. Die Offiziere des Generalstabes, strotzten in reichen, goldgestickten Uniformen, schwammen in Ueberfluß und Wollust, während die Armee, seit mehreren

Monaten rückständigen Sold zu fodern hatte; während der gemeine Soldat abgerissen und zerlumpt einher gieng, und die Subaltern-Offiziere selbst sich kaum mehr, ihrem Stande gemäß, kleiden konnten. Zu gleicher Zeit war der General Massena in Rom eingetroffen, um das Oberkommando der Armee zu übernehmen. Dieser tapfere und siegreiche General hatte durch seine unersättliche Habsucht seinen Ruhm befleckt, und sich überdieß durch sein despotisches Betragen, bey den Offizieren allgemein verhaßt gemacht. Alles dieß bewirkte jenen Akt der Insubordinazion, der nach den Kriegsgesetzen allerdings strafbar und ungerecht war, aber zugleich der Denkunsgart derer Ehre machte, die ihn begingen. Das Korps der Offiziere, bis zum Kapitain hinauf, von einem Geiste beseelt, vereinigte sich im Pantheon, und beschloß, auf die Abstellung und Bestrafung der, die Armee entehrenden, Räubereyen der Kommissaire, auf die Bezahlung des, der Armee schuldigen, Soldes innerhalb vier und zwanzig Stunden, und auf die Entfernung des Generals Massena vom Oberkommando, mit vereinten Kräften zu dringen, und ernannte zugleich eine Kommission,

welche nach Paris gehen, und den gethanen Schritt beym Direktorium rechtfertigen sollte. Die Versammlung war, während der zwey Tage, die sie dauerte, permanent. Sie ließ, gleich am ersten Tage, eine Proklamazion an das römische Volk ergehen, deren Druck und öffentlichen Anschlag der General nicht zu hindern wagte, worin sie die Ursachen und den Zweck ihrer Versammlung bekannt machte. Am zweyten Tage brach der, von den Pfaffen in Trastevere organisirte Aufruhr aus, und nothigte die Offiziere auseinander zu gehen, und sich auf ihre Posten zu begeben. Die Offiziere erlangten indessen, daß der Armee der rückständige Sold ausbezahlt wurde, und Massena Rom verließ, an dessen Statt der General Dallemagne das Oberkommando übernahm, der das Vertrauen der Armee besaß, und in einem gedruckten Proklam der Delikatesse der Offiziere seine Lobsprüche ertheilte. Das Direktorium aber konnte den eigenmächtigen Schritt der Offiziere, des Beyspiels wegen, nicht gut heißen; es verabschiedete die Häupter der Versammlung und das Raubsystem gieng ungehindert seinen Gang fort. Diese Szene im Pantheon, war ein, in

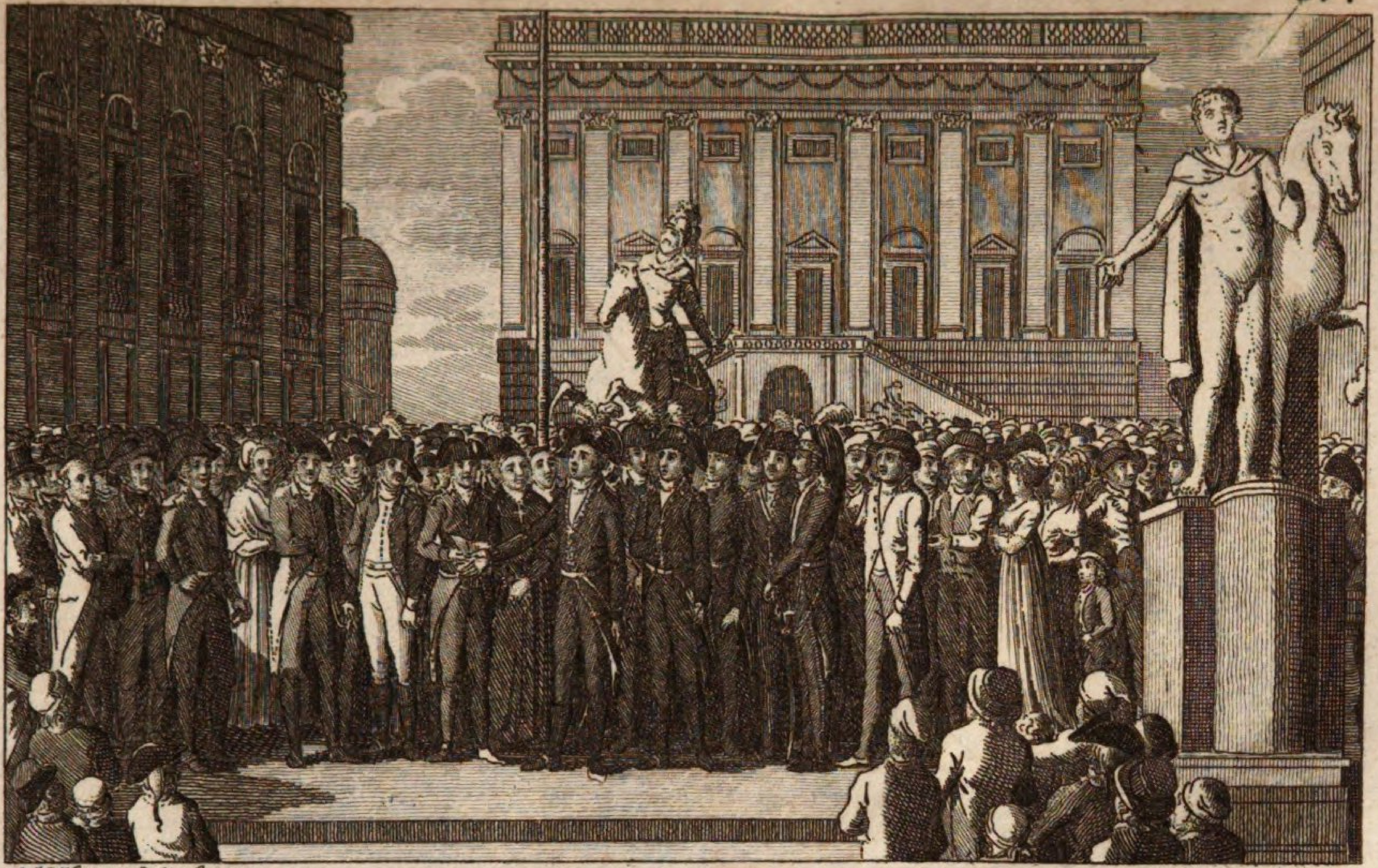
seiner Art, einziges Schauspiel. Die Versammlung der Offiziere selbst schien den begeisternden Einfluß, des, durch sein Alter und durch seinen Bau ehrwürdigen, Tempels zu fühlen. So anarchisch dieser Auftritt im Grunde war, so war er doch nicht im mindesten tumultuarisch; die Deliberazionen geschahen mit Anstand und Ordnung, und kein Exzeß störte seine zweytägige Dauer.

IV.

Berthiers Proklamazion der römischen Republik vom Kapitol.

Der feyerlichste, begeisterndste Auftritt, den Rom, während der Revoluzion, sah, und der auch den Mißtrauischen mit der Hoffnung einer besseren Zukunft erfüllte! Hier war mehr, als eine päpstliche Segensprechung vom Balkon der Peterskirche, deren erhabenen Eindruck fremde Zuschauer oft gepriesen haben. Es war der große Moment der Entscheidung; der Anfang einer neuen Epoche in der Geschichte Roms,

IV.



A. W. Küffner del. & sc. 1802.

Berthier proclamirt feierlich die Römische Republik auf dem Capitol.

in der man schon lange gewohnt ist, einen Theil der Weltgeschichte zu sehen. Lokal, Gegenwart und Vergangenheit, vereinigten sich hier zur Verherrlichung einer Szene, die schon an sich selbst, in dem Augenblicke wenigstens, wo sie vorging, durch ihren Zweck erhaben und begeisternd war. Kein Fleck der Erde trägt die Erinnerung so großer Begebenheiten, als der kapitolinische Hügel. Vom Kapitol aus beherrschte Rom die Welt. Auf dem Kapitol sollte die Freyheit zum zweytenmal ihren Thron gründen, und eine edlere, schönere Freyheit, welche nicht, wie die Freyheit des alten Rom, ihre Größe durch Unterjochung anderer Völker, sondern auf der Beglückung seines eigenen, gründen sollte. Das Reich der Finsterniß und der Lüge sollte enden, und ein Reich der Wahrheit und der Aufklärung beginnen. Ein tief entartetes Volk sollte wieder seiner großen Ahnen würdig werden. So versprach der Obergeneral Berthier, als er im glänzendsten Gefolge seines Stabes, vom Jubel der staunenden Menge begrüßt, die Stufen des kapitolinischen Hügels hinanritt und vor dem, dort aufgerichteten, Symbole der

Freyheit, dem römischen Volke die Wiederherstellung der seinigen verkündigte. „Empfangt hier, so sprach er: ihr ehrwürdigen Manen des Brutus, Cato, Pompejus, Cicero, Hortensius, empfangt hier auf dem Kapitol, wo ihr so oft die Rechte des Volks vertheidigtet, die Huldigung der freyen Franken. Die Söhne der Gallier, der von euern Vätern gefürchteten Gallier, bringen euch jetzt den Oelzweig des Friedens, um die Altäre der Freyheit wieder aufzurichten, die der erste Brutus gründete.“ — Welcher Thomas hätte in jenem Augenblicke an der Erfüllung zweifeln mögen?

V.

Einzug der römischen Exkonsuln auf Eseln.

Schrecklicher Wechsel der Dinge! Traurige Kehrseite des unbeständigen Glücks! Dieselben Männer, die noch kurz vorher in der prächtigen Konsulartracht an der Spitze der römischen Republik figurirten, sehen wir hier zum schimpfli-

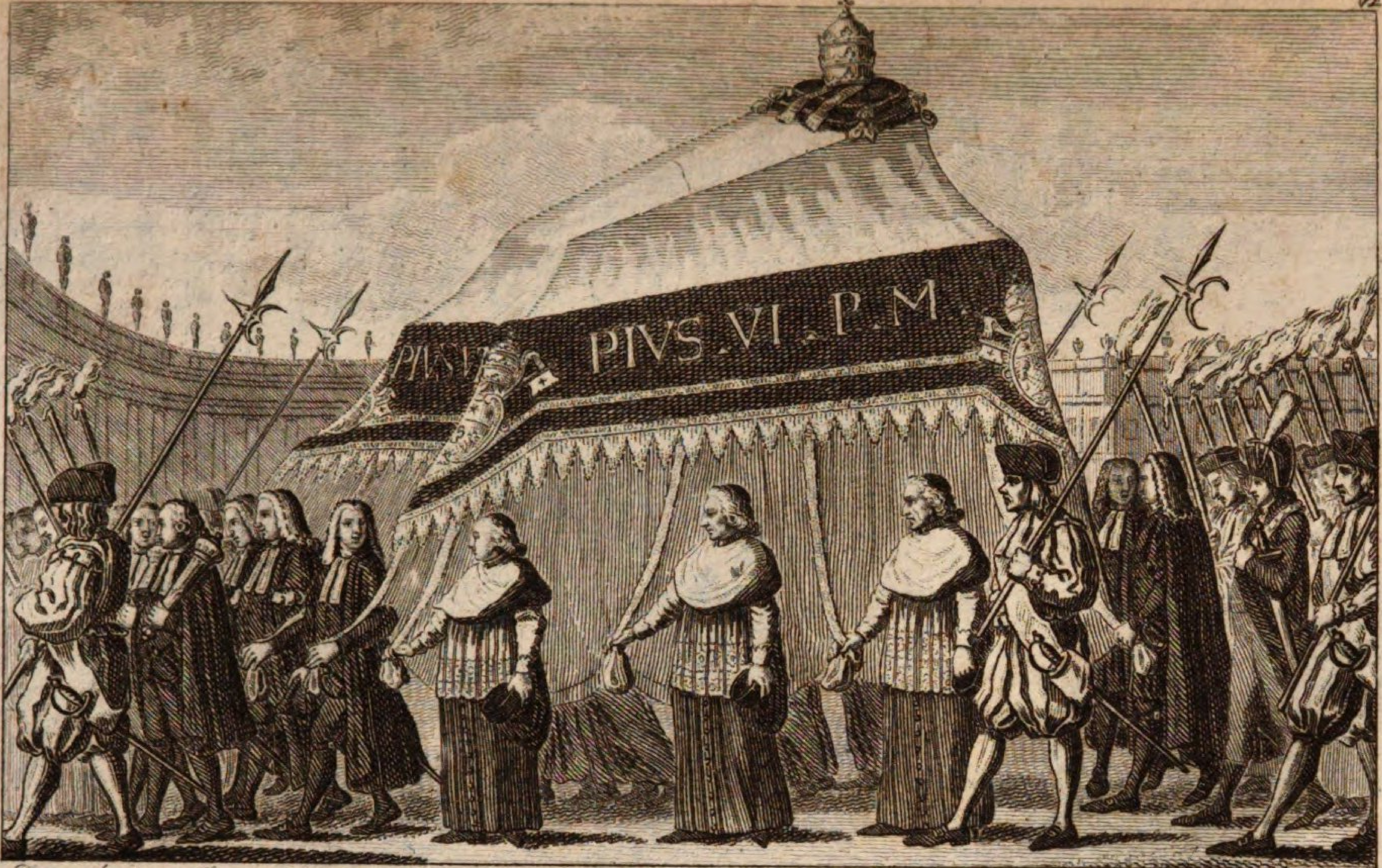
V.

Dornheim. fec.

Einzug der Konsuln auf Eseln.

chen Eselritt verdammt, und dem Hohn eines ausgelassenen Pöbels preisgegeben. De Matheis, ein Arzt aus Frosinone und Zaccaleoni, ein wohlhabender, thätiger Gutsbesitzer in Piperno, hatten während der Republick, die ihnen übertragene Konsulwürde verwaltet, und kehrten mit der Versicherung, daß ihnen, bey ruhigem Verhalten, nichts Böses widerfahren sollte, in ihre Heymath zurück. Aber die Rachsucht der siegenden Gegenparthey wollte ihren Triumph, durch die Beschimpfung dieser beyden Männer, die allein vom Konsulat zurück geblieben waren, verherrlichen. Unter dem nichtigen Vorwande, daß sie in ihren Wohnorten Konventikel mit den Patrioten hielten, wurden sie Nachts in ihren Wohnhäusern überfallen, und in ihrer leichten häuslichen Tracht, in Nachtmütze und Pantoffeln, bey kaltem, regnichten Winterwetter, zwey Tagereisen bis nach Rom transportirt, und mußten hier mit aneinander gebundenen Armen, ihren öffentlichen Einzug auf Eseln halten, an deren Schwänzen noch vierzehn andere Patrioten mit Stricken festgekuppelt waren. Der Pater Bouchon, Prior des Dominikanerklosters in

Piperno, ein eifriger Anhänger der Republik und persönlicher Freund des Zaccaleoni, theilte mit demselben das gleiche Schicksal des Eselritts. Der Zug gieng durch einige Hauptstraßen Roms, nach der Engelsburg, wo sie von einander gesondert, mehrere Monate lang, bey Wasser und Brod, in finstern und feuchten Löchern liegen mußten, bis endlich Zaccaleoni das Mitleiden des Schließers erregt, und von diesem erhalten hatte, daß er sich dem Oberauditeur der neapolitanischen Armee, welcher täglich neben dem Loche, worin er gefangen lag, vorbey gieng, zeigen konnte. Der Anblick des Gefangenen, der wie ein wildes Thier aus seiner Höle hervor kroch, und den Auditeur anflehte, ihn nur bald hinrichten zu lassen, damit seine Qual ein Ende nehme, überraschte das Gefühl desselben, und bewirkte bald darauf die Loslassung dieser Gefangenen, die den kurzen Rausch der Ehre, Häupter der römischen Republik zu seyn, so theuer hatten bezahlen müssen. De Mattheis starb bald darauf an der Krankheit, die ihm seine Gefangenschaft zugezogen hatte.



Dorrelecin fec.

Leichenbegängnis Pius VI.

VI.

Der Leichenzug Pius des Sechsten.

Mit der Wiederherstellung der päpstlichen Regierung, und noch mehr nach der Ankunft Pius des Siebenten in Rom, kehrten alle göttlichen und menschlichen Dinge, wieder in ihr altes Gleise zurück. Freylich kamen die Kunstwerke und Millionen nicht wieder, womit Rom seine Freyheit erkauft hatte; sondern die Römer wurden jetzt einmal mit ihrer eigenen Münze bezahlt. Für Heiligenbilder und todte Leichname, waren bisher Millionen nach Rom geströmt. Nun sandten die edelmüthigen Franzosen, für die entwandten Millionen, das hölzerne Madonnenbild von Loretto, und den Leichnam Pius des Sechsten zurück. Nachdem die Leiche vor Rom angelangt war, wurde sie mit einer feyerlichen Prozession, aus mehreren tausend Personen aller Priester- und Mönchsorden, der Kardinäle, Prälaten und des römischen Adels, unter einem prächtigen, von dreyßig Lastträgern getragenem, Baldachin, zur Porta del Popolo hinein, und

über die Engelsbrücke nach St. Peter gebracht. Die Pracht dieses Aufzugs sowohl, als der an den folgenden Tagen, in St. Peter gehaltenen Exequien, war so groß, daß selbst der Pöbel, der sich so gern an religiösen Festen ergötzt, seine Reflexionen darüber machte. Bey der Prozession allein, wurden über dreytausend Pfunde Wachslicht verbraucht; und die Glut der, rings um das Leichengerüst, in St. Peter brennenden Kerzen, war so groß, daß diese, ob sie gleich mit Eisendrat unter einander verbunden und gehalten waren, dennoch von der bloßen Hitze zusammen schmolzen. Das ganze Fest hat ungefähr sechzehntausend Piaster gekostet. Das Kupfer zeigt die Gestalt des Baldachins, der die Leiche und die tragenden Fakine bedeckte, und dessen oberer Theil, aus reichem Goldstoffe bestand.

Druckfehler.

S. 59 Z. 7 l. auch für auf.
— 65 — 16 l. Akademien für Aakdemien.
— 115 — 13 l. ihrer für ihren.
— 141 — 8 l. Litaneyen für Lytaneyen.
— 144 — 24 l. Metaphysik für Methaphysik.
— 272 und folgende Seiten l. Erugantes für Ereugantes.
— 274 und 275 l. Damoxenos für Damoxenes.
— 238 vorletzte Zeile l. Maximum für Maxinum.

Sitten- und Kulturgemählde

von

Rom.

So sehr die Stadt, von der wir dem Publikum hier ein Sitten- und Kulturgemählde vorlegen, an weltgeschichtlichem und ästhetischem Interesse die Hauptstädte Europens vom ersten Range übertrifft, so weit steht sie zugleich in allem, was das gesellschaftliche Leben großer Städte an Thätigkeit und Genuß Interessantes darzubieten hat, hinter denselben zurück. Rom darf sich in dieser Hinsicht weder mit Paris noch London, ja nicht einmal mit Petersburg, Wien und Berlin in Vergleichung stellen, wo entweder ein blühender Han-

del die Produkte und Schätze aller Welttheile zusammen führt, oder ein glänzender Hof, ein reicher, prachtliebender Adel die Majestät des Throns verherrlicht; wo Talente aller Art dem lockenden Schimmer der Ehre und des Glücks zueilen; wo durch den rühmlichen Wetteifer der edelsten Geister Wissenschaften und Künste schöner blühen, während Industrie und Luxus unter dem Scepter der immer wechselnden Mode den Kreis des Lebensgenusses durch tausend neue Erfindungen erweitern; wo die edelsten Formen der Humanität sich neben scheußlichen Mißgestalten der tiefsten physischen und moralischen Verderbniß entwickeln. In einer so reichen Fülle und Mannigfaltigkeit von Leben bieten sich dem Beobachter immer neue merkwürdige Scenen dar, und der Sittenmahler findet dort reichlichen Stoff zu interessanten Gemählden.

Was zeigt sich uns von allem diesen, wenn wir den Blick auf die alte Weltbeherrscherinn der sieben Hügel wenden? Kein blühender Handel, kein Geist nützlicher Betriebsamkeit belebt die trägen Glieder dieses kraftlosen, in allgemeine Indolenz versunkenen Staatskörpers. Roms Gassen

sind mit Müßiggängern, Bettlern und Pfaffen, seine Marktplätze mit armseligen Hökern und Trödlern angefüllt; weit umher zeugt ein fruchtbares, aber in schrecklicher Verödung liegendes Gefilde von dem tiefen Schlummer der Industrie in Rom. Seine Häfen, mehr mit Galeerensklaven, als mit Kaufleuten bevölkert, werden nur von wenigen Fahrzeugen anderer Nazionen besucht, welche den Bewohner des Kirchenstaates mit eingesalzenen Seefischen zur Fastenspeise versorgen, oder ihm ausländische Waaren des Luxus zuführen. Seitdem die Waare der Priester im Auslande ihren Absatz größtentheils verlohren hat, ist Roms Handel durchaus passiv. Die Gold- und Silberquellen, welche in den vorigen Jahrhunderten aus allen Ländern so reichlich in den Schooß der Kirche strömten, sind versiegt, oder rinnen nur noch sehr kärglich aus einigen dunkeln Regionen in Westen und Norden; und nur selten wallfahrten noch glaubige Pilger aus fernen Ländern zum Grabe des heiligen Petrus. Der ehemalige Glanz des römischen Hofes ist, zugleich mit den Blitzen des Vatikans, erloschen, so wie die ehemalige Zügellosigkeit seiner Sitten mit der Kraft zu sündigen.

Die Lustbarkeiten und Feste, welche den Residenzstädten weltlicher Fürsten ihren Glanz geben, welche den begüterten Adel der Provinzen, die edelste Jugend beyder Geschlechter und eine Schaar vornehmer Reisenden aus fremden Ländern, an ihren Höfen versammeln, sind natürlicher Weise von einem Hofe verbannt, der aus abgelebten, weiberlosen Priestern und Mönchen besteht, und dessen Feste ein immer gleichförmig wiederkehrendes hohles Schaugepränge von religiösen Ceremonien sind, bey deren Anblick aller Reiz der Neuheit und Pracht das lästige Gefühl der langen Weile nicht abzuwehren vermag, das sie begleitet. Eben so unfruchtbar für frohen Lebensgenuß ist die Lebensweise des römischen Adels, die wir weiter unten ausführlicher schildern werden. Von den auffallenden Erscheinungen endlich, welche in großen, volkreichen, von Industrie und Wohlstand belebten, Städten der mannigfaltige Zusammenstoß widerstreitender Interessen und Leidenschaften bewirkt, zeigt sich hier kaum eine Spur. Rom ist, nach Maaßgabe seiner Größe, wenig bevölkert. Mehr als zwey Drittheile des Raumes, den die Ringmauern dieser Stadt einschließen, liegen unbewohnt,

und ein gutes Drittheil des bewohnten Roms füllen Kirchen, weitläufige Klostergebäude und halbverödete Palläste. Die arbeitscheue, nur durch frommen Müßiggang beschäftigte, Indolenz der ärmern Volksklasse schränkt ihre Industrie bloß auf den kümmerlichen Erwerb des zum täglichen Unterhalt Nothwendigen ein. Darum bildet auch dieser Theil des Volks hier keine so dichte, unruhige, leicht aufgährende Pöbelmasse, wie in andern großen Hauptstädten. Der römische Pöbel ist, bey gleicher Rohheit und Ungezogenheit, weniger brutal; und wenn gleich, bey der großen Schlaffheit und Verdorbenheit der Sitten, bey der schlechten Handhabung der Justiz und Polizey, und bey dem unbeschreiblichen Elende, worin ein zahlreicher Theil der untern Volksklassen schmachtet, Verbrechen von Raub und Mord jetzt auch hier häufig sind, so finden sich doch in Rom keine solche Schlupfwinkel der schändlichsten Laster, keine solche Kloaken der tiefsten Verworfenheit, wo Abschaum und Hefen der Gesellschaft aus allen Gegenden zusammen fließen, wie es deren in London und Paris giebt. Der allgemein herrschende Zustand von Herabgesunkenheit, Schlaffheit und Indolenz

macht, daß Rom weder ein Schauplatz glänzender Tugenden, noch glänzender Thorheiten ist, und daß selbst Laster und Verbrechen sich hier durch nichts Merkwürdiges und Großes mehr auszeichnen; denn sie sind immer nur auf die Erreichung gemeiner Zwecke, auf Befriedigung niedriger Leidenschaften gerichtet, und tragen daher, auch in ihren wüthendsten Aeußerungen, nur das Gepräge einer gemeinen Bosheit und Grausamkeit.

In diesen wenigen, flüchtig angedeuteten, Zügen wird der Leser die Gründe finden, warum das vorliegende Gemählde vom heutigen Rom, nachdem wir den magischen Schleyer des Alterthums davon abgestreift haben, keine so grellen Farben, keine so hervorstechenden Züge, keine so glänzenden Parthien, und keine so originellen Karrikaturen zeigen kann, als ähnliche Schilderungen anderer großen Städte leicht darbieten mögen, wo mehr Industrie, höhere Kultur, größerer Wohlstand, üppigerer Luxus, aber auch zugleich mehr Fähigkeit und Kraft zum Guten, wie zum Bösen, größere Tugenden, ausschweifendere Thorheiten und raffinirtere Laster herrschen. Darum fehlt

es jedoch auch hier nicht an originellen und interessanten Zügen in dem eigenthümlichen Charakter und in den, durch Klima, Religion und Verfassung gemodelten, Sitten des römischen Volks. — Der Vorwurf, welchen man gewöhnlich den italienischen Mahlereyen macht, daß sie wenig Farbenreiz und mehr Schatten, als Licht zeigen, wird vielleicht auch unserm Gemählde gemacht werden; aber wir hoffen, der billige Beschauer, werde nicht dem Mahler als Schuld aufbürden wollen, was eine Eigenschaft seines Gegenstandes ist. Dieser zeigt, in allem was bloß Natur an ihm ist, die günstigen Einflüsse eines milden, wohlthätigen Klima, welches alle physischen Anlagen in vollerem Maaß ertheilt und zu höherer Vollkommenheit entwickelt, als unter minder begünstigten Himmelsstrichen; in allem hingegen, was an demselben nur Werk der Kultur seyn kann, welche, je nachdem sie geleitet wird, das Produkt der Natur entweder entstellt, oder veredelt, zeigen sich hier deutlicher und stärker, als irgendwo, die nachtheiligen Wirkungen eines eben so unpolitischen, als unmoralischen Systems, welches die Entwickelung der edelsten Kräfte im Menschen hemmt und alle

wahre Kultur hindert, um ihn in ewiger Abhängigkeit zu erhalten; welches durch Lehre und Beyspiel den Müßiggang heiliget, die Moralität untergräbt, und einen Theil der Gesellschaft im tiefsten Elende schmachten läßt, damit es dem andern nicht an Gelegenheit zu Uebung guter Werke mangele u. s. w.

Roms Lage und lokale Beschaffenheit.

Keine Stadt ist öfter und ausführlicher von Einheimischen und Fremden beschrieben worden, als Rom. Ihre alten Monumente, ihre modernen Gebäude, ihre berühmtesten Kunstwerke sind durch Abbildungen unzählige Mahle vervielfältigt und überall verbreitet, und die magische Kraft des bloßen Namens Rom macht, daß alles, was mit demselben in Beziehung steht, mit dem lebhaftesten Interesse aufgenommen wird. Wir dürfen daher, auch bey unsern Lesern, eine hinlängliche Bekanntschaft mit den ausgezeichnetesten Merkwürdigkeiten, die diese Stadt in sich schließt, und deren Beschreibung ohnehin außer unserm Zwecke liegen würde, voraussetzen, und begnügen uns

hier bloß soviel über die Lage und lokale Beschaffenheit Roms voran zu schicken, als nöthig ist, um den Plan zur Anlegung unseres Gemähldes zu begründen.

Die Lage Roms in einer weiten Ebene, auf einer Gruppe von mehreren Hügeln, durch welche der gelbe Tiberstrom sich in sanfter Krümmung hinwindet, gewährt eine Menge schöner Aussichten auf die Stadt selbst und auf die ausgebreitete Gegend umher, deren Horizont gegen Norden, durch die fernen Höhen des waldichten Cyminus und den näheren Soracte, gegen Abend durch eine Fläche, die sich einige deutsche Meilen weit bis ans Meer erstreckt, gegen Morgen durch die majestätische Kette des Apennin, und gegen Mittag durch die schöne, mit mehreren freundlichen Landstädtchen und Villen reizend bekränzte, Gruppe des Albanergebirges begränzt wird. Keine andere große Stadt, Neapel allein ausgenommen, bietet eine so reiche Mannigfaltigkeit mahlerischer Aussichten dar, als Rom auf seinen verschiedenen Höhen. Denen, welche Rom besucht haben, dürfen wir nur die Aus-

sichten vom Thurme des Kapitols, von San Pietro in Montorio, von der Villa Corsini, von der Peterskuppel, von der Villa Medici, von den Ruinen der Kaiserpalläste auf dem Palatin und vom Monte Mario, als die vorzüglichsten unter vielen andern ins Gedächtniß zurückrufen. Mit dem Schönen der Wirklichkeit vereinigt sich noch das Interesse des klassischen Alterthums und der Geschichte, welches hier, bey jedem Schritte, den Genuß der Gegenwart an die Vergangenheit knüpft und jedem Punkte in diesem reichen Panorama eine höhere Bedeutung giebt.

Rom verdient mehr den Nahmen einer prächtigen, als einer schönen Stadt. Die große Menge prachtvoller, mit allem Schmucke der modernen Architektur reichlich verzierten Kirchen und Palläste in allen Theilen der Stadt; die zahlreichen Springbrunnen; die Denksäulen und Obelisken, welche Plätze und Märkte schmücken; die vielen ehrwürdigen Ueberreste altrömischer Baukunst, welche im alten und neuen Rom wie Gebeine eines Riesenkörpers zerstreut umher liegen, und

selbst die weiten, öden Räume im unbewohnten Theile der Stadt, wo man einsam auf den Gräbern ehemaliger Herrlichkeit wandelt, geben einen Totaleindruck von Größe und Pracht, den keine andere große Stadt in gleichem Maaße bewirken kann, und den selbst die wirkliche Entartung neben den Ruinen ehemaliger Hoheit, und das schreyende Elend neben dieser Pracht, so widrig auch die Wirkung des Kontrastes ist, nicht zu übertäuben vermögen. Um den Namen einer schönen Stadt zu verdienen, müßte Rom übereinstimmender in seinen Gebäuden, und regelmäßiger im Ganzen seiner Anlage seyn. Ein großer Theil des modernen Rom hat enge, krumme, unsaubere Gassen, und die prächtigen Tempel und Palläste machen einen zu grellen Abstich mit den unmittelbar daran stoßenden Hütten der Armuth und des Elends. Zwischen beyden Extremen fehlt ein gefälliger Uebergang, durch Gebäude mittlerer Gattung, die, ohne sich durch Pracht oder Dürftigkeit auszuzeichnen, durch eine einfache und doch zierliche Bauart und durch einladende Reinlichkeit auf den Wohlstand ihrer Bewohner schließen lassen. Solcher Häuser hat

Rom verhältnißmäßig viel zu wenige, so wie es der Kirchen und Palläste und der Hütten der Armuth viel zu viele hat. Aber so ist das Aeußere von Rom ein treues Abbild von dem Verhältnisse der verschiedenen Klassen seiner Bewohner. Ueberfluß und Armuth, Luxus und Elend, Pracht und Schmutz in schreyenden Kontrasten, ohne Wohlstand der Mittel-Klasse.

Das Lokal-Klima dieser Stadt wird überhaupt für keines der gesünderen gehalten; doch leidet dieser, im Ganzen gegründete, Vorwurf im Besonderen große Einschränkungen. Man kann in Rom eben so gesund wohnen und leben, wie in den gesundesten Städten Italiens; aber freylich nicht überall. Alle höher liegenden Gegenden der Stadt, vornehmlich der Plinianische und Quirinalische Hügel haben eine reine Luft und eine sehr gesunde Lage. Die aria cattiva, der man hier gern alle Uebel aufbürden möchte, ist in den meisten Fällen ein Popanz, vor dem man sich ohne Ursache fürchtet. Die Fieber, welche besonders in der heißen Jahreszeit in Rom häufig sind, lassen sich wohl mit mehrerem Rechte der elenden,

kümmerlichen Nahrung und daraus entstehenden Schwäche des Körpers, als der bösen Luft zuschreiben. Eine andere weniger erkannte, und ungern zugestandene Ursache der Fieber in der heißen Zeit, sind unstreitig die Kirchen, welche im Sommer inwendig sehr kühl, und von den faulen Ausdünstungen der, in den unterirrdischen Gewölben, modernden Leichname verpestet sind, wie der dem Eintretenden entgegen wehende Modergeruch offenbar beweiset. Leicht tritt hier der, vom Gehen in der Sonnenhitze hervorgetriebene, Schweiß zurück; der Körper saugt die schädlichen Dünste aus der ihn umgebenden Atmosphäre ein, und so trägt mancher aus der Kirche den Stoff zu einem bösartigen Fieber mit sich nach Hause, das ihn in kurzem denen beygesellet, die ihn vergifteten, und wo auch er dann eine neue Quelle der Vergiftung für andere wird. Während der Republik war einmal die Abschaffung dieser schädlichen Sitte, die Todten in den Kirchen zu begraben, im Vorschlage; aber jetzt werden altes Herkommen, Aberglaube und Pfaffenpolitik, der jede Neuerung verhaßt ist, noch lange einer so heilsa-

men und wünschenswerthen Aenderung im Wege stehen.

Manche Gegenden von Rom sind im Sommer unläugbar ungesund. Die Gegend des Vatikans war schon im alten Rom, wie auch noch jetzt, der bösen Luft wegen, verrufen; mit gleichem Rechte sind es noch andere niedere Gegenden an der Tiber und einige weniger bewohnte Theile der Stadt und vor den Thoren, dergestalt, daß die Einwohner derselben und die Mönche der dort gelegenen Klöster gezwungen sind, während der heissen Monathe, d. i. vom Ende des Junius bis zum Ende des Septembers, ihre Wohnungen zu verlassen und in gesündere Gegenden der Stadt zu ziehen. Auf diese anerkannte Schädlichkeit der Luft in manchen Quartieren Roms, gründet sich auch ein hier übliches Gesetz, welchem gemäß, während der heissen Jahreszeit, kein Hauswirth seinen Miethmann aus der Wohnung treiben darf; da die Erfahrung gelehrt hat, daß die Veränderung des Wohnortes, während dieser Zeit, leicht nachtheilig auf die Gesundheit wirkt. In einem

höheren Grade schädlich ist die Luft in der, größtentheils unangebauten, von den faulen Ausdünstungen stehender Wasser und modernder Vegetabilien verpesteten, Campagna di Roma. In ihr läßt sich ohne Gefahr nicht unter freyem Himmel übernachten. Als man während der Republik, aus Mangel an Feldarbeitern, einige hundert Mann von der polnischen Legion zur Aerndte ins Feld geschickt hatte, wo sie während derselben, wie gewöhnlich, Nachts unter freyem Himmel schliefen, so kehrte der größte Theil von ihnen mit bösartigen Fiebern nach Rom zurück, und eine beträchtliche Anzahl dieser Kranken starb. Nach aller Sachverständigen Ueberzeugung, würden Kultur des Bodens, Anlegung von Dörfern, Ableitung der stehenden Wasser und Baumpflanzungen um die Dörfer und zwischen den Feldern, dieses Uebel nicht nur vermindern, sondern auch bald ganz heben, und die Campagna di Roma nicht nur ohne Nachtheil bewohnbar machen, sondern auch in eine der fruchtbarsten, lachendsten Gegenden Italiens umschaffen. Aber wie ist, unter einer Regierung, wie die päbstliche, an eine solche Umschaffung zu denken? und wenn sie auch, durch

das immer wachsende Elend getrieben, endlich einmahl so etwas ernstlich wollte, so würden ihr dann wohl die Mittel dazu mangeln.

Aus Scheu vor der bösen Luft verlassen auch reisende Fremde Rom gewöhnlich mit dem Eintritt der heißen Zeit, wo überdieß die grossen Feste, welche ihren Aufenthalt bis zum Peterstage zu verlängern pflegen, mit demselben abgethan sind. Indessen hat das Klima von Rom auf den Fremden keinen übeln Einfluß; nur lebe er überhaupt, besonders in der heißen Zeit mäßig im Essen und Trinken, hüte sich vor Ausschweifungen aller Art; gehe während der heißen Stunden des Tages wenig aus, enthalte sich nach der Mahlzeit jeder anstrengenden Beschäftigung des Geistes, und vermeide bey offenen Fenstern zu schlafen. Unordnungen in der Lebensart sind überall der Gesundheit nachtheilig, aber hier sind sie es doppelt, wegen der größeren Abspannung des Körpers in dem lange anhaltenden Sommer, und vornehmlich wegen des oft wehenden Siroccowindes, der mit seiner erschlaffenden Wirkung besonders die Verdauungswerkzeuge

zeuge angreift. Bey Beobachtung dieser Vorsichtsregeln, und wenn er seine Lebensweise allmählich dem hiesigen Klima angleicht, kann der Fremde viele Jahre lang, ohne den mindesten Anstoß seiner Gesundheit, in Rom leben.

Volkscharakter.

So leicht der eigenthümliche Charakter einer Nazion in seinen individuellen Aeußerungen empfunden wird, so schwer ist es, die wesentlichen Züge desselben abzusondern, und als ein Ganzes in einem ähnlichen Bilde darzustellen. Aber noch weit schwieriger scheint die Aufgabe, ein solches, im Großen entworfenes, Charakterbild, gleichsam wieder in seine Bestandtheile zu zerlegen, und die besonderen Charaktere der verschiedenen Völkerschaften, aus welchen eine Nazion besteht, in ihren unterscheidenden Zügen so treffend zu zeichnen, daß aus den generischen Zügen des allen, gemeinschaftlichen Nazionalcharakters zugleich der specifische Charakter einer jeden hervortrete. Was hier am ersten auffällt, Physiognomie, Dialekt, Volkstracht, ist dazu

nicht hinreichend. Der Charakter mahlt sich nur in den Sitten, und diese haben wiederum im Lokale, in der Religion, in der bürgerlichen Verfassung, in der, durch die natürlichen, oder künstlichen Mittel zur Subsistenz des Volks modifizirten, Lebensweise desselben, und in früheren Ereignissen ihren Grund. Alles dieses aber erfodert vielfältige Beobachtung und tieferes Studium. Es läßt sich, bey einer näheren Bekanntschaft mit der italienischen Nazion, leicht bemerken, daß größere Intensität und Reizbarkeit der sinnlichen Energie, eine zartere Organisazion, lebhaftere und tiefere Empfindung, leidenschaftlicheres Temperament, jäher aufwallende Affekte, eine blühendere, leicht zur Begeisterung erhitzte Phantasie — und, kraft dieser natürlichen Anlagen, größere Gewandheit des Körpers und des Geistes, leichtere Bildungsfähigkeit, lebhafterer Ausdruck in Worten, Ton und Geberdenspiel, ein geistreicherer Verstand, ein zarterer Schönheitssinn, mehr Anlage zu den Musenkünsten, besonders zur Musik und Poesie, und mehr natürliche Humanität, — zugleich aber auch ein stärkerer Hang zur Wollust, zur Eifersucht, zur Rach-

sucht, zum Aberglauben und zur Trägheit, hingegen weniger kalte Vernunft, weniger Stätigkeit und Kraft zu ruhigem, gründlichen Denken und Forschen, als den Nazionen des nördlichen Europa eigen ist, die eigenthümlichen Charakterzüge des Italieners sind; denn diese Eigenschaften finden sich in allen Provinzen dieses Landes. Nicht so leicht hingegen würde es seyn, die besonderen Charaktere des Venezianers, des Genuesen, des Lombarden, des Toscaners, Römers, Neapolitaners, so darzustellen, daß jede dieser verschiedenen Völkerschaften Italiens in der Zeichnung deutlich wieder erkannt werde. Wir überlassen daher gern einer geübteren, mit mehr Talent und Kenntnissen ausgerüsteten Künstlerhand, ein solches Meisterstück der Charakteristik zu liefern, und schränken uns, dem vorgesetzten Zwecke gemäß, hier bloß darauf ein, den Charakter des römischen Volks in seinen Sitten zu zeichnen, so wie er uns bey längerer Beobachtung in diesen Aeußerungen erschienen ist. Vorher aber ersuchen wir den Leser, noch einige Augenblicke mit uns bey der äußeren Bildung des Römers und bey seinen natürlichen Anlagen zu verweilen.

Eine sprechende Physiognomie, regelmäßige Züge, ein großes, schöngeformtes, schwarzes Auge, aus dessen lebhaften, feurigen Blicken die Glut der Empfindung stralt, charakterisiren die italienische Nazion überhaupt. In Rom aber finden sich diese Vorzüge der Bildung häufiger, und in einem höheren Grade der Vollkommenheit, als in allen andern großen Städten Italiens. Diese edlen Formen, diese schön gezeichneten Profile, diese reizenden Ovale, welche man hier auch in den untern Klassen häufig trifft, sind deutliche Spuren, daß das römische Volk einmal auf einer hohen Stufe der Kultur gestanden hat, wo die organischen Anlagen sich zu dieser Vollkommenheit ausbilden konnten. In Rom fanden die größten Künstler der neueren Zeit, Rafael und Domenichino, ihre Originale, und der Augenschein lehrt, daß sie diese nicht veredeln durften. Am häufigsten finden sich die schönen weiblichen Bildungen in der Mittelklasse, und in dieser mehr ab- als aufwärts; und verhältnißmäßig ist das weibliche Geschlecht hier schöner, als das männliche, welches durchgängig etwas zu hager und schmächtig in seinen Gestalten ist, und die

kraftvolle Haltung des Baues nicht hat, welche den schönen Mann auszeichnet. Die robustesten Männer finden sich unter den Trasteverinern. Das weibliche Geschlecht hingegen verbindet mit jener reizenden Fülle, die eine Bedingung seiner Schönheit ist, eine edle Gestalt, und alle Zartheit des Gliederbaues; nur schade, daß die Bildung der hiesigen Frauen oft nach der ersten Blüthe, durch zuviel Masse, über das schöne Verhältniß hinausschweift. Hieran ist ihr unthätiges Leben schuld; denn nach der hiesigen Landessitte, bekümmern sich die Frauen wenig um die häuslichen Geschäfte, und aus Mangel der Erziehung, wissen sie ihren Geist nicht zu beschäftigen. Die römischen Damen zeigen in Gang und Geberde einen edlen gravitätischen Anstand, und schreiten auf der Gasse mit einer Würde einher, welche an die Matronen des alten Rom erinnert, und gegen den kurzen trippelnden Schritt unserer Schönen auffallend absticht, so daß man eine Oltramontanerinn hier leicht am bloßen Gange unterscheidet. Diese Gravität in Gang und Anstand, welche mit der natürlichen Lebhaftigkeit der Römerinnen so auffallend absticht,

ist auch bloß, wie ein Schleyer der Sittsamkeit zu betrachten, den jede donna romana anlegt, wenn sie öffentlich erscheint, und wieder abwirft, so bald sie die Gasse verlassen hat; und so sieht man oft eine Schöne, die mit dem sittsamen Anstande einer Vestalinn erschien, wenige Minuten nachher in die ausgelassenste Bacchantinn umgewandelt. Rosenwangen und eine blühende Gesichtsfarbe, sind hier eben so selten, als blondes Haar; aber die Schönheit leidet durch diesen Mangel nicht. Die edle Form, die bedeutenden Züge und der feurige Blick ersetzen jenen Reiz, durch ein höheres Interesse.

Die Natur hat den Römer mit den glücklichsten Anlagen ausgestattet. Er besitzt ein reges und tiefes Gefühl, das ihn des höchsten Enthusiasmus fähig macht; eine bilderreiche, feurige Phantasie; einen hellen, durchdringenden Verstand. Er ist reizbar und leidenschaftlich, witzig und geistreich, in vorzüglichem Grade; hat einen zarten, für das Große und Schöne empfänglichen Sinn, und ein bewundernswürdiges Talent für Musik. Sein geschmeidiger Körper ist das

willige Werkzeug einer regen, thätigen Seele, und selbst in den untersten Klassen findet sich, bey aller Rohheit und Unwissenheit, keine Spur von jener plumpen, schwerfälligen, klotzigen Unbehülflichkeit, welche dem ungebildeten Einwohner nördlicher Länder anhängt, und so schwer abzuschleissen ist, weil seine stumpferen Nerven und starreren Fibern, die Beweglichkeit des Gemüths und des Körpers, in gleichem Grade hindern. Dabey ist das Temperament des Römers von der glücklichsten Mischung; fröhlich und heiter, wie sein Himmel, wie die Natur, die ihn umgiebt, und überall zu Vergnügen und Genuß einladet. Mäßig in den gröberen Genüßen des Körpers schwelgt er nur da, wo Phantasie und Geist am Genusse der Sinne Theil nehmen können.

Noch vortheilhafter zeigen sich diese Anlagen bey den jungen Römerinnen. Da die häusliche Erziehung derselben so gut, wie gar keine ist, und auf die Kultur ihres Geistes und Herzens nichts gewandt wird, so sind sie in ihrer Ausbildung gewöhnlich ganz sich selbst überlassen; aber ihr offener Sinn, ihr heller Verstand, ihr

richtiger Takt ersetzen diesen Mangel, so weit er sich ersetzen läßt. Und wenn gleich unter solchen Hindernissen die Seele der Schönheit, die weibliche Grazie, sich nur unvollkommen entwickeln kann, so zeigen sie dafür einen schnellen Verstand, eine Lebhaftigkeit, die sich zuweilen bis zum Geistreichen erhebt, eine liebenswürdige Unbefangenheit, und eine Naivität, welche um so mehr gefällt, da sie ganz Ausdruck einer unverkünstelten Natur ist. Diese Annehmlichkeiten bedecken die Unwissenheit, welche dem schönen Geschlechte überhaupt leichter verziehen wird, und den Mangel an geistiger Bildung mit einem mildernden Schleyer; und da die Erziehung des Frauenzimmers in den höheren Ständen, hier eben so vernachläßigt ist, wie in den untern, so ist auch in der Unterhaltung mit einer römischen Principessa, und einem römischen Bürgermädchen, eben kein merklicher Unterschied. Hätten die Römerinnen bey ihren natürlichen Anlagen und bey ihrer großen Bildungsfähigkeit, das Glück, eine Erziehung zu erhalten, wie jetzt einem großen Theile des weiblichen Geschlechts in den nördlichen Ländern zu Theil wird, so würden sie,

nicht bloß in der Schönheit, sondern auch in jeder andern weiblichen Vollkommenheit, ihren übrigen europäischen Schwestern den Rang streitig machen.

Religiosität und Sittlichkeit.

Man sollte glauben, daß das Volk einer Stadt, die seit so vielen Jahrhunderten der Mittelpunkt der katholischen Religion ist, das von Priestern regiert und erzogen wird, und eine Armee von Mönchen auf seine Kosten füttert, entweder das religiöseste, frömmste und sittlichste, oder das abergläubigste, bigotteste, fanatischeste unter allen Völkern seyn müsse. Aber keines von beyden! Man findet hier weder so viele Religiosität, noch einen so bigotten fanatischen Pöbel, als sich von dem wohlthätigen Gebrauch und Mißbrauch der Religion erwarten läßt. Religiöser Aberglauben herrscht freylich hier über alle Klassen und Stände mit souverainer Gewalt; doch hat auch dieser seit einiger Zeit dem, überall sich einnistenden, Unglauben einen nicht unbeträchtlichen Theil seines Gebietes

einräumen müssen, wovon man während der Revoluzion, wo jeder sich in seiner wahren Gestalt zu zeigen wagte, auffallende Beyspiele gesehen hat. Weit entfernt also, daß ein besonderer Hang zur Frömmigkeit, oder zur Bigotterie den Charakter des römischen Volkes auszeichne, würde ich im Gegentheil behaupten, daß es wenige Länder in der christkatholischen Welt giebt, wo weniger strenge Religiosität und weniger Bigotterie herrscht, als hier. Der teutsche Katholik, zum Beyspiel der Baier, der Schwabe, der Schweizer, der Tyroler nimmt die Sache im guten, wie im bösen Sinne, weit ernstlicher, als der Römer; und was die Wuth des Fanatismus vermag, hat der Neapolitanische Pöbel gezeigt. Die Auftritte, welche augenblickliche Aufwallungen desselben auch hier erregt haben, waren unbedeutend, und das mißglückte Werk einer besondern Bearbeitung des Trasteveriner Pöbels, durch die Priester, welche sich aller Künste, die ihnen zu Gebote stehen, bedienen mußten, um ihren Zweck zu erreichen. Wenn die französische Regierung den Vorsatz gehabt hätte, die katholische Religion zu reformiren, oder die freye Ausübung

des Kultus hier zu verbieten, so würde sie weniger Widerstand gefunden haben, als in den meisten übrigen katholischen Ländern; besonders wenn sie zugleich dafür gesorgt hätte, das hiesige Volk, durch eine sichtbare Verbesserung seines zeitlichen Zustandes, für ihren Plan zu gewinnen. Es sah gleichgültig Pius den Sechsten von Rom wegführen; es witzelte, als die Kardinäle in das Kloster der büßenden Magdalena eingesperrt wurden, und war froh, als die Regierung Tausende von auswärtigen Priestern und Mönchen aus Rom fortschickte; denn es hatte längst eingesehen, daß sie ihm als Müssiggänger und unnütze Brodesser zur Last lagen. Diese Lauigkeit des römischen Volks gegen seine Pfaffenregierung, unter Umständen, welche in andern Ländern den Fanatismus zur hellen Flamme anfachten, ist nicht schwer zu erklären. Der blendende Nimbus der Heiligkeit, welcher, aus der Ferne gesehen, das Oberhaupt und die Fürsten der römischen Kirche umgiebt, schwindet in der Nähe. Der Römer hat zu oft Gelegenheit und ist zu sehr daran gewöhnt, in seinen Päpsten, wo diese nicht in der Würde ihres hohen priesterlichen Am-

tes erscheinen, nur Menschen zu sehen, und ihre Handlungen frey zu beurtheilen. Er kennt das Privatleben der Kardinäle, der Prälaten, Priester und Mönche, und dieses ist nicht immer so exemplarisch und erbaulich, daß die Achtung, welche der Stand gebietet, auch auf den Menschen hafte; im Gegentheil wird nur zu oft jene, durch Verachtung gegen diesen, geschwächt. Pasquino, dieser berühmte Censor des neueren Rom, der seit einigen Jahren gänzlich verstummt ist, schwang sonst seine Geissel mit gleicher Keckheit über den heiligen Vater, wie über die schamloseste Messaline. Viele skandalöse Geschichten von Päpsten und Kardinälen, sind im Munde des Volks; es weiß sehr wohl, welch ein unheiliger Geist oft über dem Konklave waltete; es kennt alle Kabalen, Intriguen und Anekdoten, welche bey den Wahlen seiner Päpste vorgefallen sind, und belustigt sich daran. Auch das stüpideste Volk (und diesen Namen verdient das römische Volk gewiß nicht) fühlt endlich den Druck seiner Beherrscher, wenn derselbe das gewohnte Maaß übersteigt. Dieses Gefühl war vornehmlich in den letzten Regierungsjahren Pius des Sechsten

erwacht, wo der Zustand des Volks sich in kurzer Zeit so merklich verschlimmert hatte, daß Verbesserung der lebhafte und allgemeine Wunsch desselben ward. Kein Wunder also, wenn das römische Volk nicht nur ruhig zusah, als seine Regierung, an der es nicht mehr mit Liebe, sondern bloß aus Gewohnheit hieng, umgestürzt wurde, sondern sich auch schadenfroh der Kränkungen freuete, welche einigen Kardinälen und dem Nipote widerfuhren, welchen letzteren es, als das vornehmste Werkzeug seiner Bedrückungen, besonders haßte. Kein Wunder, wenn in einer solchen Stimmung der ganze Apparat von Mirakeln, Prozessionen, Bußpredigten, wenn die Ausstellung der heiligsten Reliquien, die feyerliche Weihung der Fahnen, keinen Fanatismus mehr bey einem Volke erregen konnte, in dessen Brust schon die Hoffnung eines besseren Zustandes, durch die zu erwartende Veränderung keimte. Darum war auch das römische Volk, ohne den Franzosen hold zu seyn, oder die Revoluzion gerade zu wollen, doch Anfangs derselben nicht zuwider. Es wünschte Verbesserung seines Zustandes und würde dafür im ersten, frohen Ge-

fühle, freylich nicht seine Religion, aber wohl einen Papst, dessen es längst überdrüßig war, sammt seinen Kardinälen, Priestern und Mönchen, willig hingegeben, und sich mit seinen Kuraten begnügt haben.

Doch hängt das römische Volk darum nicht minder fest an seiner Religion, oder vielmehr an dem, was seine Priester ihm für Religion geben, an der äußeren Schaale derselben. Ihrer Ausübung ist ein großer Theil der Tageszeit gewidmet, und nur selten geht eine Woche hin, wo nicht irgend ein Heiligenfest zu begehen wäre. Der Kultus wird hier, besonders an hohen Festen, mit allem dem prachtvollen, blendenden Pompe gefeyert, der sich nur in der Residenz des Pontifex maximus der katholischen Kirche erwarten läßt; aber leider auch, sowohl von Seiten der Priester, als des Publikums, mit dem gedankenlosen Mechanismus, welcher bey einer stäten Wiederholung derselben Ceremonien, wobey gewöhnlich keiner von beyden etwas denkt, unvermeidlich ist. An diesen Ceremonien haftet das Volk; sie sind ihm Gewohnheit und Bedürfniß

geworden; sie füllen so bequem die Leerheit seines Geistes und seines Müssigganges aus, und alle religiöse Erziehung der Jugend (wenn man anders die Abrichtung zu gewissen mechanischen Verrichtungen und zum Herplappern gewisser Gebetsformeln Erziehung nennen will) geht auch bloß dahin, daß ihr diese Uebungen recht frühe aus Gewohnheit Bedürfniß werden. Ueberdieß sind alle religiöse Feste, zugleich Volksfeste, und als solche dem Müssiggang und dem Vergnügen geweihet. Darum liebt es seine Religion auch, weil sie ihm so oft das lästige Joch der Arbeit abnimmt, und seinen Hang zum Müßiggange begünstigt. Wie sehr das römische Volk aus bloßer Liebe zum Müßiggange an seinen religiösen Festen hängt, beweiset unter andern auch die fortdauernde Feyer der, vom letzt verstorbenen Papste aufgehobenen, Heiligenfeste, welche man hier, weil ihre Aufhebung mit der Absetzung des Papiergeldes, ungefähr in eine Zeit fiel, feste demonetate nennt. Der Zweck ihrer Aufhebung war, bey zunehmender Theurung der Lebensbedürfnisse, der arbeitenden Klasse mehr Tage zum Erwerb ihres Unterhalts zu verschaffen.

Deßungeachtet sind an diesen Tagen die Werkstätten und Butiquen, nach wie vor, verschlossen; und wer arbeitet, wird von seinem Nachbar mit scheelen Augen für einen schlechten Christen, oder nach dem jetzigen Modeausdrucke, für einen Giacobino gehalten.

Will man diese Anhänglichkeit an die Gewohnheitsübungen der vorgeschriebenen Religionsgebräuche, und den Glauben an Priesterfabeln Religiosität nennen, so ist freylich die Masse des römischen Volks in hohem Grade religiös. Versteht man aber unter dieser Benennung, einen herrschenden Trieb der Seele zur Beschäftigung mit religiösen Ideen und Gefühlen, und einen frommen, diesem Triebe entsprechenden, Lebenswandel, so können wir, troz seinen vielfältigen Religionsübungen, diese Eigenschaften in seinem Charakter nicht finden. Wie der römische Priester sein Amt wie ein Handwerk betrachtet und treibt, so betrachtet der Laye seinen Gottesdienst wie sein tägliches Pflichtgeschäft, das er nicht versäumen darf, an das er aber auch nicht weiter zu denken nöthig hat, wenn es einmal ab-

gethan

gethan ist. Er dünkt sich ein guter Christ, wenn er täglich seine Messe hört, eine gewisse Anzahl Gebete an seinem Rosenkranz abmurmelt, Allmosen giebt, an Fasttagen mager ißt, zu bestimmten Zeiten beichtet und kommunizirt. Wie unfruchtbar diese Art Religion zu treiben, für die Sittlichkeit ist, zeigen die Sitten des römischen Volkes offenbar genug. Nirgends findet man die Menschheit tiefer hinabgewürdigt, und in schlaffere Sinnlichkeit versunken, als hier, wo die Erziehung aufs äußerste vernachläßigt ist; wo Müssiggang und Betteley durch Religion geheiligt sind; wo die Gerechtigkeit von Protectionen abhängt; wo der den Häschern einer schläfrigen Polizey entronnene Mörder an den Altären und in den Pallästen der Großen, eine sichere Freystätte findet, und sich der Schuld seiner Verbrechen entladen glaubt, wenn ein Priester ihn absolvirt hat. Wenn in Menschen, die in gesellschaftlichen Verhältnissen leben, das moralische Gefühl völlig auszurotten wäre, so müßte es hier schon längst ausgerottet seyn. In der That hat auch der Römer von wahrer Moralität, von uneigennütziger Ausübung des Guten um sein selbst wil-

len, keinen Begriff. Ihm ist Gerechtigkeit ein bloß legaler Zwang, Ehrlichkeit nur eine Klugheitspflicht, die er des eigenen Vortheils wegen erfüllt, und gern übertritt, so oft Betrug grösseren Nutzen zu bringen scheint, und Werke der Milde üben ein Darlehn, womit er die ewigen Freuden des Paradieses erwuchert. Deßungeachtet würde das römische Volk eben nicht schlechter seyn, als das Volk anderer Länder; denn moralische Erziehung ist noch überall viel zu sehr vernachläßigt. Die natürliche Humanität, welche auch bey aller Verdorbenheit der Sitten, als ein Grundzug aus seinem Charakter hervorleuchtet, sein lebhaftes, theilnehmendes Gefühl würden vielleicht den Mangel besserer religiöser und moralischer Bildung ersetzen, wenn es nur besser regiert würde. Der römischen Regierung allein, ihrer schlechten Verwaltung der Justiz und Polizey, ihrer Begünstigung des Müßigganges, ihrer Vernachläßigung aller Industrie, ihrer Schlaffheit, ihrer Trägheit, ihrem eigennützigen, auf die Gebrechlichkeit und Entartung der menschlichen Natur gegründetem, Unterdrückungssysteme, sind alle Laster des römischen Volks, sein Hang zum

Müßiggange, seine Arbeitscheu, sein Mangel an Industrie, seine Neigung zum Betrügen, seine Mordlust, seine Armuth, mit einem Worte, seine physische und moralische Herabgesunkenheit zuzuschreiben.

Häusliche Lebensweise.

Die häusliche Einrichtung und Lebensart des gemeinen Römers, ist von der in den nördlichen Ländern sehr verschieden. Das milde italienische Klima, welches die Zahl der Lebensbedürfnisse um vieles verringert, ist der Hauptgrund dieser Verschiedenheit, und auch die Bauart der Häuser ist ihm gemäß eingerichtet. So haben zum Beyspiel die Wohnhäuser des gemeinen Volks gewöhnlich keine Flur, sondern man tritt unmittelbar von der Straße in die Wohnzimmer. Diese Wohnungen des Erdgeschosses, welche von der niedrigsten Volksklasse bewohnt werden, oder den Handwerkern zu Werkstätten dienen, haben gemeiniglich auch keine Fenster, sondern das Licht fällt durch die geöffnete Thür und durch ein offenes Eisengitter über derselben. Da die Win-

terkälte hier selten, und auch dann nur auf kurze Zeit, den Gefriergrad erreicht, so sind auch alle die Anstalten, mit welchen man sich in nördlichen Ländern wider die Kälte zu schützen sucht, hier unnöthig. Die milde Witterung gestattet fast das ganze Jahr hindurch den Aufenthalt in freyer Luft; darum ist auch der Römer gegen die innere Bequemlichkeit und gegen eine gewisse Wohlordnung und Zierlichkeit der innern Einrichtung seiner Wohnung, worauf auch der Geringste in andern Ländern einen Werth legt, sehr gleichgültig, und der gemeine Römer wohnt weit schlechter, als der gemeine Mann bey uns. Ein großes Bette ohne Vorhänge, das aus einigen Strohsäcken und einer Matratze besteht, und in welchem gewöhnlich die ganze Familie beysammen schläft, ein Schrank, ein Tisch, einige Stühle und weniges Küchengeschirr, alles alt, schlecht und auf dem Trödel gekauft, macht seinen ganzen Hausrath aus. Er bedarf weder Ofen, noch Kamin in seiner Wohnung. Ein tuchener Mantel (den auch der geringste Römer hat) schützt ihn hinreichend wider die Kälte, und die Weiber tragen einen Henkeltopf mit Kohlen in den Händen,

womit sie in der Thüre sitzen, im Fenster liegen, über die Straße gehen, der den ganzen Winter hindurch nicht aus ihren Händen kommt, und als ihr unzertrennlicher Gefährte den Nahmen marito führt. Auch Männer führen dergleichen Schutzwehre wider die Kälte, und es kommt dem Fremden anfangs seltsam vor, Männer von allen Ständen, selbst vom Militär, im Winter mit Kohlentöpfen, und im Sommer mit Fächern in den Händen zu sehen. Sonnenschirme hingegen, die hier so nöthig scheinen, sind gar nicht üblich.

Eben so einfach und genügsam, wie in seiner häuslichen Einrichtung, ist der Römer auch in seiner Beköstigung. Das Klima selbst hält ihn zur Mäßigkeit an, und keine schwere Arbeit fodert einen besonderen Aufwand seiner Kräfte. Mit dem, was für den ganzen Tag zum Unterhalte eines gemeinen Römers hinreicht, würde ein niedersächsischer, oder westphälischer Bauer kaum sein Frühstück bestreiten können; dafür hat dieser freylich bis zum Frühstück oft schon mehr gearbeitet, als der Römer den ganzen Tag hin-

durch. Niemand hält den geringsten Vorrath von Lebensmitteln im Hause, sondern jeder kauft am Morgen seinen täglichen Hausbedarf ein. Es ist römische Sitte, daß ein großer Theil der häuslichen Angelegenheiten, welche bey uns die Frau des Hauses besorgt, dem Manne obliegt. Jeder Bürger, der nicht auf vornehmen Fuße lebt, d. h. der keinen Bedienten hält, kauft alle Morgen, ehe er an seine Geschäfte geht, sein Fleisch und Gemüse selbst ein, stellt es zum Feuer und bringt es Mittags auf den Tisch, während daß die signora sposa, so lange als es ihr beliebt, im Bette faulenzt, oder müßig sitzt, ohne sich um Küche und Heerd zu bekümmern. Hier ist darum auch nicht, wie bey uns zu Lande, die Frage danach, ob ein junges Mädchen, das ein Freyer zur Gattinn wünscht, sich auf die Hauswirthschaft versteht. Nur wenige lernen eine Suppe kochen, oder ein Hemde nähen. Die häusliche Beschäftigung einer ächten Römerinn, besteht ungefähr in Folgendem; sie steht spät auf, guckt ein Stündchen aus dem Fenster, handhabt im Sommer den kühlenden Fächer, im Winter den wärmenden marito, unterhält ein

Liebesverständniß, und macht mit den Nachbarinnen Konversazion, wozu denn gewöhnlich ihre amori den Stoff hergeben. Daß es, besonders in der unteren Klasse, viele Ausnahmen von dieser Regel giebt, versteht sich von selbst; aber jene hausmütterliche Geschäftigkeit, die man bey unsern teutschen Frauen und Töchtern im Bürgerstande, der Regel nach findet, würde man hier, auch bey den besten, vergebens suchen.

Die Mahlzeiten der Vornehmen sind verhältnißmäßig sehr frugal. Suppe, Fleisch, Gebacknes, Gemüse, Braten, und zum Nachtische Käse und Obst, mehr findet man gewöhnlich, auch auf der Tafel eines Principe, nicht. Wein wird nur in geringem Maaße, und mit Wasser vermischt, genossen. Zu Abend macht etwa ein Salat und Eyer, oder Obst und Brod die ganze Cena aus. Wie wenig hier überhaupt auf eine wohlschmekkende Zubereitung der Speisen gehalten wird, beweisen die römischen Speisewirthe. Selbst die besten unter ihnen kochen schlechter, als die Speisewirthe in andern Städten Italiens, und gewöhnlich immer Einerley ohne Abwechselung;

und wer an die schmackhafte Zubereitung der Speisen in teutschen und französischen Küchen gewöhnt ist, muß diese erst vergessen lernen, ehe er der hiesigen Kochkunst Geschmack abgewinnen kann.

Während der Sommermonate, macht der Römer in vier und zwanzig Stunden zweymal Nacht. Die Hitze ist den Tag über so drückend und abmattend, daß ununterbrochene Thätigkeit den Körper erschöpfen würde; die Nächte hingegen sind erquickend kühl. Darum arbeitet Niemand in den heißen Nachmittagsstunden. Von eins bis vier Uhr sind alle Kramläden und Werkstätten geschlossen; alles eilt zur Ruhe, und die Straßen sind in diesen Stunden so still und menschenleer, wie bey Nacht. Wenn dann die große Hitze vorüber ist, so kehrt jeder aufs neue, bis abends zu, seinen Geschäften zurück. Mit einbrechender Nacht versammeln sich die Schaaren der Einwohner auf den Straßen und Plätzen der Stadt, oder sitzen vor ihren Wohnungen, um der erquickenden Kühle zu genießen. Der Corso ist bis nach Mitternacht mit Menschen an-

gefüllt, und Banden fröhlicher Sänger und Guittarrenspieler ziehen durch die Straßen, und bringen ihren Bekannten, oder ihren Geliebten eine Serenate.

Es ist hier, wie in Italien überhaupt, üblich nackt zu schlafen. So gleichgültig dieser, durch das warme Klima eingeführte, Gebrauch an sich zu seyn scheint, so hat er doch keinen geringen Einfluß auf Vorstellungsart und Sitten, welche letzteren, in Hinsicht auf das gegenseitige Verhältniß der Geschlechter, und auf die weibliche Schamhaftigkeit, hier weit freyer sind, als im nördlichen Europa. Eine Hauptursache dieser größeren Freyheit, scheint nämlich darin zu liegen, daß das Auge hier mehr, als bey uns, an das Anschauen des Nackten gewöhnt ist. Wie viele Personen, besonders vom anderen Geschlechte, giebt es nicht bey uns, die nie einen nackten menschlichen Körper gesehen haben, und aus übergroßer Schamhaftigkeit, selbst den Anblick ihres eigenen scheuen. Hier im Gegentheile, wo nicht nur einzelne Personen und Ehegatten, sondern auch Aeltern und Kinder in einem Bette

beysammen, nackt schlafen, wo jeder also von Jugend auf täglich, nicht nur seine eigene, sondern auch andere Gestalten, ohne alle Bekleidung sieht, gewöhnt sich der Sinn so an den Anblick des Nackten, daß dieser weder mit der übermäßigen Scheu geflohen, noch so ängstlich verborgen wird, als bey uns. Die halbnackten Bettler auf den Straßen, welche dem keuschen Auge unserer Mädchen und Frauen, ein großes Skandal seyn würden, sieht die Römerinn, ohne die geringste Scheu, so empörend und eckelhaft auch dieser Anblick gewöhnlich ist; und die nackten Figuren in Bildwerken und Gemälden, welche so leicht die Phantasie, oder das sittliche Gefühl dessen empören, dem ein solcher Anblick neu ist, machen auf den Sinn der Römer und Römerinnen nicht mehr Eindruck, als bekleidete Gestalten; ihr Auge ist von Jugend auf daran gewöhnt. Ein teutsches Frauenzimmer würde einem Manne eher jede andere Gunst gewähren, als den freyen Anblick ihrer unverhüllten Schönheit, und Aeltern würden ihre Tochter für entehrt halten, wenn diese ihre Reize männlichen Blicken bloß stellte. Eine junge Römerinn im

Gegentheile wird sich vielmehr geschmeichelt, als beleidigt finden, wenn ein Künstler den Anblick ihrer Gestalt zu seinem Studium wünscht, und sie wird ihm vielleicht aus bloßer Gefälligkeit seinen Wunsch gewähren. Es ist darum hier auch nicht selten, daß arme Aeltern, denen das Glück eine schöne Tochter gab, mit den Reizen derselben, diesen unschuldigen Wucher treiben, und Künstlern das Studium des Nackten an ihrer Gestalt, für einen geringen Preis, erlauben. Die Sache hat so wenig anstößiges, und ist in diesem Sitze der bildenden Künste, seit Jahrhunderten so gewöhnlich geworden, daß der gute Ruf eines Mädchens, das ihn sonst durch ihre Aufführung zu bewahren weiß, dadurch gar nicht leidet. Die Mutter selbst begleitet dann gewöhnlich ihre Tochter in des Künstlers Werkstatt, und wacht über die Unschuld derselben.

Die größere Freyheit in Hinsicht der Geschlechtsverhältnisse, welche dem Fremden Anfangs sehr auffällt, ist im Grunde den Sitten weniger nachtheilig, als es scheinen mag; denn das Konvenzionelle ist in jedem Lande anders. Eine

Römerinn ist in der Aeußerung ihrer Gedanken und Empfindungen weit offener, als nach unsern Sitten schicklich seyn würde; aber sie denkt dabey nicht mehr Arges, als unsere Frauenzimmer bey größerer Zurückhaltung. Wenn z. B. eine Mutter ihren Gästen erzählt, daß die Tochter verliebt, und vor Liebe krank ist; wenn ein junges Mädchen offenherzig gesteht, daß sie zu heyrathen wünscht; wenn eine Frau auf die Frage nach ihrem Befinden in Gesellschaft unverheyratheter Personen antwortet, daß sie sich seit einiger Zeit schwanger fühlt, und die Symptome ihres gegenwärtigen Zustandes beschreibt; oder wenn sie die Umstände erzählt, welche die Geburt ihres letzten Kindes begleiteten, u. dgl. so ist nur dem Fremden diese Offenheit auffallend, aber keinesweges dem Eingebornen, der alle Tage dergleichen Dinge auf ähnliche Art abhandeln hört. Auf die Gegenwart der Kinder wird dabey wenig, oder keine Rücksicht genommen, noch weniger schickt man sie, wie bey uns zu geschehen pflegt, aus dem Zimmer, durch welche verkehrte Maaßregel ihre Neugier gewöhnlich nur stärker erregt wird. Kinder werden daher auch

hier frühe mit den Geheimnissen der Geschlechter bekannt. Dieß hat jedoch auf ihren sittlichen Charakter weiter keinen nachtheiligen Einfluß, und die heimlichen Laster, welche die edelste physische Kraft schon im Keime verwüsten, sind hier unter der Jugend weit seltener, als bey uns.

Die Töchter werden hier, bis zu ihrer Verheyrathung, unter strenger Aufsicht gehalten, und der Umgang beyder Geschlechter, ist im unverheyratheten Stande weniger frey, als bey uns. Kein junges Mädchen darf ohne Begleitung der Mutter, oder einer verheyratheten Verwandten aus dem Hause gehen, und ohne Beyseyn der Aeltern mit keinen jungen Manne sprechen. Dadurch läßt sich nun wohl die physische Unschuld der Tochter hüten, aber für die Reinheit der Gesinnung hilft eine solche äußere Zucht nur wenig. Und gewöhnlich glauben Aeltern hier alles zu thun, wenn sie darüber wachen, daß ihre Tochter dem künftigen Gatten die Blume der Jungfräulichkeit unversehrt überliefere. Ob auch ihre Phantasie rein, ihr Herz unverdorben sey, darauf wird, wie auf moralische Gesinnung

überhaupt, wenig geachtet. Bemittelte Aeltern, welche dieser lästigen Hütung überhoben seyn wollen, thun häufig ihre Töchter im zehnten, oder eilften Jahre in ein Nonnenkloster, wo sie unter klösterlicher Zucht von der Welt abgeschieden leben, bis Hymen sie aus ihrem Kerker erlöst. Darum sieht hier ein junges Mädchen den Tag, wo Hymen sie mit unauflöslichen Fesseln bindet, als den Tag ihrer Befreyung an, welcher ihr die, so lange vorenthaltenen, Freuden des Lebens mit Wucher zu ersetzen verspricht; und der Gott der Ehen, zufrieden, den Knoten so fest geschürzt zu haben, daß weder Götter noch Menschen ihn wieder aufzulösen vermögen, blickt mit Gleichmuth auf das Unwesen herab, das Amor in seinem Gebiete treibt; ja er hat diesem so gar eine Art von Statthalterschaft in demselben eingeräumt, wo er, unter dem Schutzbriefe der Landessitte, ungestraft schalten und walten darf, wie er will, und aus welcher Hymen selbst ihn nicht wieder vertreiben kann.

Das Cicisbeat, diese eigenthümliche Sitte Italiens, kraft welcher eine verheyrathete Frau,

außer ihrem Ehegatten noch einen andern Mann zum Vertrauten haben darf, welcher in dieser Qualität der cavaliere servente (dienende Ritter) der Dame genannt wird, ist hier nicht bloß in den höheren Ständen, sondern auch in der Mittelklasse üblich. Viele tadeln diesen Gebrauch, als eine schädliche Frucht verdorbener Sitten, und als selbst sittenverderbend; andere behaupten, er sey unschädlich, wie so manche eigenthümlichen Gebräuche der Nazionen. Jeder Beurtheiler legt dabey seine eigene Kenntniß der Sache, und seine eigenen Begriffe von Sittlichkeit, und ehelicher Zucht und Treue zum Grunde. Es kann seyn, daß diese Sitte in den verschiedenen großen Städten Italiens einen verschiedenen Charakter trägt. Wir schränken uns hier bloß darauf ein, dieses Verhältniß nach den Beobachtungen zu schildern, die wir in Rom darüber zu machen Gelegenheit gehabt haben, und diesem zufolge dürfen wir behaupten, was auch kein unpartheyisch urtheilender Römer bezweifelt, daß der cavaliere servente der Regel nach d. h. wenn auch nicht in allen, doch bey weitem in den meisten Fällen, der begünstigte Liebhaber seiner Dame ist. Was

ist auch natürlicher? Bey der gegenseitigen Gleichgültigkeit der Ehegatten, die eine natürliche Folge der fast immer konvenzionellen Heyrathen der Adelichen und Reichen ist; bey dem warmen Blute und leidenschaftlichem Temperamente der römischen Frauen, die nicht daran gewöhnt sind, eine Neigung ihres Herzens, oder auch nur eine Laune ihrer Phantasie, dem Phantom der ehelichen Treue aufzuopfern; bey den lockenden Beyspielen der allgemeinen Sitte, welche dieses Verhältniß heiligt, und dem dienenden Ritter die uneingeschränkte Freyheit giebt, zu jeder Zeit und Stunde des Tages seine Dame ohne Zeugen zu sehen, und ihm die Pflicht auflegt, sie zu amüsiren — läßt sich schwerlich glauben, daß der Begünstigte lange vergebens um den Sold der Minne schmachtet. Die Dame wählt und wechselt, dem herkömmlichen Rechte gemäß, nach ihrem Geschmacke und nach ihrer Laune das Subjekt für diesen Poßten, ohne daß der Herr Gemahl eine Stimme bey der Wahl hat; und da er einmal weiß, daß sein Veto unnütz seyn, und das Uebel nur ärger machen würde, so giebt er seine stillschweigende Einwilligung zu ihrer

Wahl, und bedient sich des, ihm seinerseits zustehenden, Rechtes, sich als Cavaliere servente einer andern Dame, für die Beeinträchtigung seiner Eherechte, schadlos zu halten. Des dienenden Ritters Pflichten sind: seiner Dame täglich früh an der Toilette aufzuwarten; ihr den Tag über, wann und wo sie will, Gesellschaft zu leisten; dafür zu sorgen, daß sie nie lange Weile habe; sie überall, wo sie öffentlich erscheint, auf die Promenade, in die Konversazion, ins Theater, in die Messe rc. zu begleiten; mit einem Worte: mit steter Aufmerksamkeit allen ihren Wünschen und Launen zu begegnen. Unter dem hiesigen Adel ist diese Sitte so allgemein, daß es beynahe, wie ein Verstoß gegen den Ton der feinen Welt angesehen wird, wenn eine Dame öffentlich, in Begleitung ihres Gatten, erscheint. Deßungeachtet finden sich auch hier unter dem hohen Adel Beyspiele, wo die Frau soviel Anhänglichkeit an ihren Mann, und so viel edeln Muth hat, keinen andern, als ihn zum Cavaliere servente zu haben. Deren sind aber sehr wenige, und sie werden von den übrigen, welche unter dem Schirme der dienenden Ritterschaft leben, für Son-

derlinge gehalten. Sowohl Adeliche als Bürgerliche, Verheyrathete und Unverheyrathete, sind Cavalieri serventi; Adeliche bey bürgerlichen, und Bürgerliche bey adelichen Frauen. In diesem Orden gilt nur persönliches Verdienst. Vornehmlich bekleiden junge Prälaten, welche meistens Cadets adelicher Familien sind, und überdem ihres geistlichen Standes wegen, in vorzüglichem Ansehen stehen, diesen Posten bey den Damen vom ersten Range. Ein junger Prälat, oder Monsignore, hat im geistlichen Rom eben soviel Uebergewicht über den Layen, als im kriegerischen Berlin, oder Wien, ein Offizier vom Korps der Gensdarmes, oder ein ungarischer Nobelgardist über den Civilisten. Die alles verwirrende Revoluzion bewirkte auch in dieser Sphäre eine plötzliche Veränderung. Die violetten Strümpfe, die rauschenden Abatenmäntelchen verstoben, wie Spreu am Winde, vor der dreyfarbigen Kokarde. Im Cicisbeat riß eine völlige Anarchie ein. Das Korps der dienenden Ritterschaft wurde überall von den siegreichen Franken aus dem Felde geschlagen, und in wenigen Wochen, nachdem die schönen Römerinnen sich vom ersten Schrecken erholt hat-

ten, waren alle erledigten Stellen mit schnurrbärtigen Republikanern besetzt, welche, mit den herkömmlichen Pflichten und Rechten des Cicisbeats unbekannt, ihr republikanisches System, auch hier auf bloße Principien des Naturrechts gründeten. Der Erfolg übertraf die Erwartung. Alle jungen und schönen Frauen in Rom, wurden mit Leib und Seele Republikanerinnen.

Ein italienischer Dichter hat den Cavaliere servente, in nachstehendem Sonnette geschildert:

Femmina di costume e di maniera,
E d' esercizio sol maschio e di sesso;
Non marito, non celibe, ma spesso
L'uno e l'altro per genio e per mestiere.
Supplemento diurno, il cui dovere
E' di star sempre all' altrui moglie appresso;
Ed ha per patto e per costume espresso
Nojarsi insieme le giornate intere;
Che legge quando sa, cuce e ricama,
E dieci ore del dì molle, indolente
Serve or d'ombra, or di corpo alla sua dama.

Quest' è lo strano indefinibil' ente,
Quell' ansibio animal, ch' oggi si chiama
Per tutta Italia Cavaliere servente.

Der römische Adel liebt Pracht und äußeren Glanz mehr, als realen Genuß und häusliche Gemächlichkeit, welche nicht schimmert. Für diese ist daher auch sein Aufwand verhältnißmäßig sehr geringe, und er verschwendet nur für jene. Wenn eine Familie das Glück hat, einen Sprößling ihres Stammes zum Oberhaupt der Kirche erwählt zu sehen, so ist, neben dem Bestreben sich schnell zu bereichern, eine ihrer wichtigsten Angelegenheiten, die Aufführung eines großen und prächtigen Pallastes. Für die Erbauung und Meublirung desselben, werden keine Kosten gespart. Die schönsten antiken Säulen und Bildwerke, die seltensten Marmorarten, welche in den vergangenen Jahrhunderten der klassische Boden Roms in solchem Ueberflusse lieferte, daß alle Kirchen und Palläste Roms, zur Verschwendung reich, damit geschmückt werden konnten, und das Neueste und Kostbarste, was

die eben herrschende Mode erfunden hat, werden dazu verwandt, und ein solcher, jahrelang dauernder, Bau verschlingt einen beträchtlichen Theil der Summen, welche aus den öffentlichen Einkünften in die Kasse des Nipote abfließen. Kaum ist nun der kostspielige Bau vollendet, kaum hat die neugefürstete Familie den prächtigen Pallast bezogen, so stirbt der Papst, und mit seinem Tode versiegt zugleich die Quelle des Reichthums für sie, welche zu kurze Zeit floß, um einen dauernden Wohlstand der Familie zu begründen. Indessen dauert wenigstens das Monument ihres Glückes, und zeigt der Nachwelt in dem stolzen Baue, in dem reichen, aber altmodischen Ameublement, den ehemaligen Wohlstand und den jetzigen Verfall seiner Besitzer. Auf diese Weise sind fast alle großen und prächtigen Palläste Roms, während der drey letzten Jahrhunderte, entstanden. Groß und kostspielig in der Anlage, reich an Verzierungen, kostbar meublirt; aber ohne häusliche Bequemlichkeit, und ohne eine Spur von dem, was der Engländer comfortable nennt. Der größte Theil dieser stolzen Steinmassen steht öde, und der alte, reiche Hausrath

modert im Staube. Nur einige der ersten Familien, die Borghese, die Doria, Colonna, Massimi ꝛc. deren fester begründeter Wohlstand fortdauert, machen hier Ausnahmen, und in ihren Pallästen herrscht fürstliche Pracht, und ächtrömische Grandezza im Geschmacke der gegenwärtigen Zeit.

Zum Glanze der römischen Großen, gehört auch eine zahlreiche, mit prunkenden Livreen behangene, Dienerschaft. Jeder Kardinal und Principe ist genöthigt, wenigstens dreymal so viele Bedienten zu halten, als sein wirkliches Bedürfniß der Bedienung erfodert; denn sie sind bey festlichen Gelegenheiten zu seinem Staate nothwendig. Diese Müßiggänger bringen den größten Theil des Tages im Vorsaale des Pallastes mit Kartenspielen zu, oder liegen faulenzend hingestreckt auf den Bänken. Eine solche Menge von Bedienten, kostet ihre Herrschaft verhältnißmäßig nur wenig; ihr Dienstlohn ist so geringe, daß kein einzelner Mensch, geschweige eine Familie davon leben kann. Diese karge Besoldung scheint auf die Trinkgelder berechnet; denn hier

herrscht die bettelhafte Sitte, daß nach jedem Besuche, den ein Einheimischer, oder Fremder, im Hause eines Vornehmen gemacht hat, die Dienerschaft desselben, hier la familia genannt, sich am folgenden Morgen bey ihm einfindet, und die mancia (das Trinkgeld) fodert. Ueberdem ist hier, wo alles durch Protektion erlangt wird, der Bediente eines Kardinals, oder römischen Prinzen keine so unbedeutende Person; und wenn ein solcher Bursche gar bis zur Stufe eines Günstlinges empor gekrochen ist, so wird er so wichtig, daß selbst angesehene Personen oft nicht umhin können, sich um seine Gunst zu bewerben.

Wer an ein vornehmes Haus in Rom empfohlen ist, wird in demselben mit Höflichkeit empfangen, und es hängt gewöhnlich von dem Fremden selbst ab, ob er diese Bekanntschaft kultiviren will. Aber die solide Gastfreyheit der Wiener und Hamburger darf er hier nicht suchen. Die Pflichten der Hospitalität, welche ihm von dem Herrn des Hauses erzeigt werden, bestehen darin, daß dieser ihn, ein für allemal, zu seinen Konversa-

zionen einladet und dafür sorgt, daß der ihm empfohlene Fremde zu den gesellschaftlichen Zirkeln seiner Sphäre, den Konversazionen, Spielgesellschaften, Akademien seiner Bekannten eingeladen werde. Den Fremden zu Tische zu bitten, ist hier nicht Sitte. Der Römer ist zu ökonomisch, um sich ohne Nothwendigkeit eines andern wegen in Kosten zu setzen. Um von einem Römer zu Tische geladen zu werden, muß man entweder sein vertrauter Freund seyn, oder ihm besondere Dienste geleistet haben, oder er muß dergleichen von einem erwarten. Nur eine ausserordentliche Veranlassung, zum Beyspiele die Anwesenheit durchlauchter Fremden, kann den hohen Adel bewegen, ein Gastmahl zu geben. Tritt aber ein solcher Fall ein, so wird die möglichst prächtige Bewirthung des hohen Gastes als eine Ehrensache behandelt, und die Mahlzeiten und Festins bey solchen Gelegenheiten werden mit fürstlichem Aufwande gegeben.

Gesellschaftliche Vergnügungen, Volksfeste, öffentliche Lustbarkeiten.

Der Fremde, welcher Rom besucht, um an den Werken der Kunst seinen Geschmack zu bilden, oder durch das Studium der Geschichte und Alterthümer auf klassischem Boden, seinen Geist mit Kenntnissen zu bereichern, findet hier Stoff zur Beschäftigung für Jahre. Wenn er nun endlich diesen Zweck für sein Bedürfniß erreicht zu haben glaubt, so wird es ihm schwer aus Rom zu scheiden; denn er weiß, daß er diese Ruhe, diese völlige Unabhängigkeit von allen lästigen Fesseln der gesellschaftlichen Konvenienz, diese stete Umgebung von großen und schönen Gegenständen, nirgends wiederfinden wird. Er entbehrt hier manchen sinnlichen Genuß, manche Bequemlichkeit des Lebens, manche Freuden des Umganges; aber er lernt dafür das Vergnügen des Umgangs mit der Vorzeit und mit sich selbst höher schätzen. Wer hingegen ohne Kunstsinn, ohne Interesse an der Vergangenheit, Rom, wie die andern großen Städte Europa's, bloß bereiset, um sich in den glänzenden Zirkeln der feinen

Welt umher zu treiben, und in dem betäubenden Wirbel des Vergnügens seine Sinne in Genüssen aller Art zu berauschen, der wird hier für den unwürdigen Zweck seiner Reise hart bestraft. Für ihn ist Rom die langweiligste und traurigste Stadt in der Welt, die er sobald als möglich wieder verläßt, um sich selbst, und der unerträglichen Leerheit, die er in sich fühlt, zu entfliehen.

Dieser Mangel an Vergnügungen in einer Hauptstadt, wo einige der ersten und reichsten fürstlichen Häuser Italiens, und ein zahlreicher, begüterter Adel sich befinden, kann nur den befremden, welcher vergißt, daß Rom eine heilige Stadt und die Residenz des Pontifex maximus der katholischen Kirche ist; daß der Landesfürst und die Großen, welche seinen Thron umgeben, Priester und größtentheils abgelebte Greise sind, die, auch ohne den Zwang ihres Standes, schon durch ihr Alter den Freuden des Lebens abgestorben, und bey der natürlichen Neigung des Alters zur Ruhe, nur noch allenfalls für die Freuden der Tafel empfänglich sind.

Nach der Sitte des Hofes und des herrschenden Priesterstandes, modelt sich natürlicher Weise auch der Adel. In vorigen Zeiten, wo die Päpste freyer lebten und einen glänzenden, ja zuweilen, wenn eine herrschsüchtige Nipotessa, oder eine schöne Favoritinn dem Vatikanischen Jupiter die Last der Doppelschlüssel tragen half, auf galanten Hof hielten, unter dem Pontifikate der Borgia, der Medici, der Pamfili, folgte auch der Adel dem Beyspiele des Hofes, und Rom that es damahls an Pracht, an Vergnügungen, Festen und Lustbarkeiten aller Art, den ersten Höfen Europa's gleich. Diese freye Sitte aber hat sich längst wieder in die Schranken der äußeren Decenz zurückgezogen, und gegenwärtig, unter der Regierung eines Papstes, der weder von Ehrgeiz, noch von Prachtliebe und Ruhmsucht beherrscht wird, und wo nach den Stürmen der Revoluzion die gebieterischen Umstände sowohl der Regierung, als dem Adel, mehr Oekonomie auflegen, ist die Eingezogenheit derselben größer als je, und jeder schränkt seinen Aufwand nur auf das, durch Gebrauch und Herkommen Nothwendige ein.

Die gewöhnliche Art gesellschaftlicher Vergnügungen, welche der Fremde außer der Karnevalszeit in Rom findet, sind die sogenannten Konversazioni, welche die meisten vornehmen Häuser, an bestimmten Abenden der Woche geben; und es hat für ihn wenig Schwierigkeit, selbst in den ersten fürstlichen Häusern zu diesen Gesellschaften Zutritt zu erhalten, auch wenn er nicht von Adel ist. Eine Empfehlung an ein adeliches Haus ist dazu hinreichend. Da überdem auch einige der ersten Banquiers und andere Reiche bürgerlichen Standes, welche auf großem Fuße leben, in ihren Häusern Konversazion halten, so fehlt es dem reisenden Fremden, der seine Abende in Gesellschaften dieser Art zuzubringen gewohnt ist, auch hier nicht an Gelegenheit, dieses Bedürfniß zu befriedigen. Aber wenige haben Muth und Beharrlichkeit genug, den Kursus durch diese Zirkel der feinen Welt lange fortzusetzen; denn nichts ist langweiliger und leerer an Unterhaltung, als diese Konversazioni, und um so mehr, je zahlreicher und glänzender sie sind. Die nachstehende Beschreibung kann dem Leser

für ein treues Portrait aller Zirkel dieser Art in Rom gelten.

Der Name jedes eintretenden Gastes wird in den verschiedenen Gemächern, durch die er zu passiren hat, von dem, zu diesem Zwecke daselbst postirten Bedienten, mit lauter Stimme vor ihm hergerufen, bis er an den reicherleuchteten Versammlungssaal gelangt, wo der Herr, oder die Dame des Hauses ihn am Eintritte mit dem gewöhnlichen Complimente empfängt. Die Damen, von ihren Cavalieri serventi, zuweilen auch von ihren Männern begleitet, nehmen auf den rings umher gestellten Stühlen Platz, und jede spinnt mit ihrer Nachbarinn eine Konversazion an. Die Männer versammeln sich gewöhnlich mitten im Zimmer, oder im Winter vor dem Kaminfeuer. Jeder wählt sich seinen Mann, oder mehrere sammeln sich in Gruppen, um die Neuigkeiten des Tages abzuhandeln. Da aber die Unterhaltung in diesen Zirkeln immer in italienischer Sprache geführt wird, und gewöhnlich die partikulärsten und trivialsten Dinge betrifft, wel-

che für einen Fremden nicht das geringste Interesse haben, so hat dieser, der überdieß selten der Sprache so mächtig ist, um an der Unterhaltung, auch wenn sie allgemeiner würde, thätig Theil nehmen zu können, in diesen zahlreichen und glänzenden Zirkeln bald die schrecklichste lange Weile, wenn nicht in dieser Noth sein einführender Freund, oder sonst ein Anwesender sich seiner erbarmt, und ihm etwa die Nomenklatur aller der Prinzessinnen, Duchessen und Marchesinnen giebt, welche den glänzenden Kreis um ihn schliessen, und der Ritter, welche diese edlen Frauen bedienen. Nachdem die Konversazion auf diese Weise zwey bis drey Stunden gewährt hat, trennt sich die Versammlung, in der Hoffnung sich am nächsten Abend an einem andern Orte, zu einer eben so unterhaltenden und geistreichen Konversazion wieder beysammen zu finden. Auch der vornehme Römer selbst, welcher ohne sie nicht wissen würde, wie er seinen Abend hinbringen soll, dem es also ein nothwendiges Bedürfniß geworden ist, täglich in Konversazion zu gehen, fühlt oft den bleyernen Scepter der in diesen Zirkeln waltenden Göttinn. Darum verlas-

sen viele die Gesellschaft bald wieder, um in einer andern, oft auch in einer dritten, der langen Weile zu entfliehen. Der Fremde folgt seinem Beyspiele; aber er findet in der Abwechselung nur andere Gesichter, die Unterhaltung ist sich überall gleich. Diese so geräuschvollen und glänzenden Konversazionen werden mit geringem Kostenaufwande bestritten; denn der Gesellschaft wird gewöhnlich nichts geboten; und wenn ja zuweilen am Ende derselben Limonade, oder Gefrorenes herumgereicht wird, so zeigt dieß von einer besondern Liberalität des Hausherrn, und von einer solchen Konversazion wird mit eben der Auszeichnung gesprochen, womit man anderwärts von einer glänzenden Fete sprechen würde. Noch jetzt sind darum die Konversazioni bey dem verstorbenen Kardinal Bernis, der seine Gäste immer mit Erfrischungen bedienen ließ, in rühmlichem Andenken. Gewöhnlich ist die Erleuchtung des Gesellschaftssaales und der Vorzimmer mit Wachskerzen der einzige Aufwand, den eine Konversazion dem Herrn des Hauses kostet. — In mehreren Häusern, wo die Gesellschaft minder zahlreich und glänzend ist, vertreibt man die

lange Weile der Konversazion mit Hazardspielen. In solchen Zirkeln ist der Fremde besonders willkommen, und wird meistens mit leerer Börse heimgeschickt; denn der Römer spielt eben so interessirt, als vorsichtig und weiß das genereusere Spiel der Fremden zu seinem Vortheile zu benutzen.

Eine andere Art gesellschaftlicher Unterhaltung, welche für den Fremden von höherem Genuß und Interesse ist, gewähren die sogenannten Akademien oder Konzerte, welche in vielen Privathäusern von Dilettanten zum Vergnügen gegeben werden. Italien ist das Vaterland und die Schule der neueren Tonkunst, besonders der Kunst des Gesanges, für welche seine Einwohner ganz vorzüglich organisirt zu seyn scheinen. Musik macht einen wesentlichen Theil der Bildung des Römers aus; daher ist Rom, wie alle große Städte Italiens reich an Dilettanten beyderley Geschlechts, welche, bey den glücklichsten Anlagen in Stimme und Gehör, oft einen Grad von Vortrefflichkeit in der Singekunst erreichen, der einem Virtuosen derselben Ehre machen würde. In diesen

Aka-

Akademien, welche häufiger in Häusern der gebildeten Mittelklasse, als in den Pallästen der Großen gegeben werden, findet der Fremde, welcher Musik liebt, nicht nur den vollesten Genuß für Ohr und Empfindung, sondern auch nicht selten einen Zirkel von schönen Frauen und Mädchen, welche den Principessen und Duchessen jeden andern Vorzug, als den der Geburt und des Ranges, streitig machen könnten, und überdem manchen gebildeten, aufgeklärten und geistreichen Mann, den er in den glänzenden Konversazionen des hohen Adels vergebens suchen würde. Wenn im gesellschaftlichen Leben Roms überhaupt Unterhaltung und wahrer Genuß für den gebildeten Fremden zu suchen ist, so findet er sie in diesen Aakdemien, oder in den kleineren häuslichen Konversazioni und Crocchii der gebildeten Mittelklasse. Aber selten gelangt der reisende Fremde, während eines Aufenthaltes von wenigen Monaten in dieser Stadt, zu der Intimität mit Sprache, Sitten und Menschen, daß ihm dieser Genuß zu Theil werden könnte.

Der teutsche Städter, welcher den Genuß der schönen Natur und die Freuden des Landlebens so hoch schätzt, daß er den Landmann um seinen Aufenthalt beneidet, und gern dem Gewühle der Stadt entflieht, um wenigstens auf kurze Zeit diesen Genuß mit ihm zu theilen, wird es kaum glaublich finden, wenn er liest, daß die reizenden Villen und Landhäuser um Rom nie, selbst in der schönen Jahreszeit nicht, von ihren Eigenthümern bewohnt werden, sondern meistens öde und das ganze Jahr hindurch verschlossen stehen. Der Fremde, welcher die anmuthige Lage dieser Villen auf den Hügeln vor Rom, oder auf den Höhen von Frascati und Tivoli kennen lernt, welche sämmtlich die schönsten Aussichten beherrschen, an denen sein Auge sich nicht ersättigen kann; wo die Natur in aller Pracht und Schönheit des italienischen Klima's erscheint; wo die reinsten, erquickendsten Lüfte wehen, wenn die Ebene von Rom in einem trüben Dunstschleyer gehüllt liegt, kann sich nicht erwehren, die gefühllosen Besitzer solcher Schätze zu beneiden, und zugleich mit innigem Unwillen über die Unempfindlichkeit derselben zu zürnen.

Diese Stumpfheit der römischen Großen für die Schönheiten der Natur in dem schönsten Lande Europens, ist eine Folge der elenden Erziehung des hiesigen Adels, von der wir weiter unten einen Begriff geben werden.

Oeffentliche Lustörter, wie man in und bey andern großen Städten Europens findet, wo das Publikum sich zum Genuße geselliger Freuden versammeln könnte, giebt es weder in, noch um Rom; und nach der hergebrachten Weise, wie der Römer sich zu vergnügen pflegt, würde eine solche Anstalt sich hier auch nicht einmal erhalten können. Es ist in der That merkwürdig, daß Gesang und Tanz, welche in den nördlichen Ländern ein wesentliches Ingredienz der Volkslustbarkeiten sind, in Italien für diesen Zweck so wenig angewandt werden. Nie hört man hier, in Trinkhäusern oder andern dem Vergnügen gewidmeten Orten, Lieder der Freude erschallen; nie sieht man in Volksversammlungen gesellschaftliche Tänze. Eben so wenig ist es Sitte, Hochzeiten mit Musik und Tanz zu feyern. Ueberhaupt ist der Tanz des italienischen Volkes, nicht,

wie bey andern Nazionen, ein gesellschaftliches Vergnügen; er besteht in bloßen, meist regellosen Freudensprüngen, die nach dem Gerassel eines Tamburino mit geringer Kunst abgemessen, und mehr oder weniger von Geberdenspiel begleitet sind. Dergleichen Tänze sieht man zuweilen von jungen Mädchen auf den Straßen vor den Häusern gemeiner Leute. Ein Paar hüpft mit fröhlichen Sprüngen um einander herum, und die übrigen Anwesenden schließen, als Zuschauer, einen Kreis um die Tanzenden. Sind diese müde, so machen sie einem andern Paare Platz. Darum giebt es hier auch keine öffentlichen Tanzboden, wie bey uns; selbst die sogenannten Festini, oder Bälle sind außer der Karnevalszeit selten, und auch auf den glänzendsten findet man nur mittelmäßige Tänzer und Tänzerinnen; denn der Unterricht im Tanzen macht hier nicht, wie in Teutschland und Frankreich, einen wesentlichen Theil der Mode-Erziehung aus, und kaum wird in den ersten vornehmen Häusern die Jugend in den Anfangsgründen dieser Kunst unterrichtet.

Für die Müßiggänger des Mittelstandes sind die zahlreichen Kaffeehäuser, und für das ge-

meine Volk die Osterien (Weinschenken) der gewöhnliche Zufluchtsort wider die lange Weile. Alles hingegen, was sich zur schönen und galanten Welt zählt, versammelt sich, nach der Sitte aller großen Städte Italiens, auf dem Corso. Diesen Nahmen führt gewöhnlich die längste, breiteste und geradeste Straße der italienischen Städte von dem Wettrennen, welches während der Karnevalszeit, oder bey andern festlichen Gelegenheiten, auf derselben gehalten wird. Der römische Corso erstrekt sich in schnurgerader Richtung eine Miglie lang, vom Platze del Popolo, bis zum Platze des Venezianischen Pallastes. Er ist zugleich die einzige öffentliche Promenade dieser Stadt. Equipagen, Reiter und Fußgänger, bewegen sich hier täglich Vor- und Nachmittags einige Stunden lang, in buntem Gedränge, auf und ab. Vorzüglich zahlreich und glänzend ist die Versammlung auf dem Corso an Sonn- und Festtagen, bey schönem Wetter. Von eilf bis ein Uhr Mittags wandeln hier die schönsten römischen Frauen, in ihrem festlichen Schmucke, auf und nieder, und wer die Blüthe des schönen Geschlechts dieser Stadt zu sehen wünscht, darf diese vormittägigen Sonntags-

promenaden auf dem Corso nicht versäumen. Einige Stunden vor Abend erscheint dann der Adel in seinen prächtigen Equipagen, welche oft den ganzen Corso füllen, und in der gewöhnlichen Ordnung, nach welcher eine Seite der Straße für die hinauf, und die andere für die hinabfahrenden Kutschen bestimmt ist, bis zur einbrechenden Nacht langsam auf und nieder fahren. Dieser Ordnung ungeachtet macht das Gedränge der vielen Wagen in der nicht breiten Straße, und der, durch sie erregte, Staub diese glänzende Nachmittagspromenade für den Fußgänger sehr unbequem. Dieses stundenlange, einförmige Auf- und Niederschnecken würde jedem andern das langweiligste und abgeschmackteste Vergnügen seyn, nur dem edlen Römer nicht, der seine größte Zufriedenheit darin findet, Pracht zur Schau auszustellen. Darauf zweckt denn auch am Ende Alles bey dieser Corsofahrt ab. Auf jeder Kutsche stehen drey, oder vier Bedienten in reichen Prunklivreen, während gewöhnlich die Eccellenza in dem prächtigen Gallawagen, hinter den geschlossenen Fenstern, gleichgültig in eine Ecke gedrückt sitzt.

Anmuthiger und unterhaltender ist die Promenade in der Villa Borghese an schönen Herbst- und Frühlingstagen. Das römische Publikum ist dem, jüngst verstorbenen, Prinzen Borghese, welcher diese reizende Villa dem öffentlichen Vergnügen gewidmet, und ansehnliche Summen auf ihre Verschönerung verwendet hat, eine Ehrensäule schuldig. Sowohl durch ihre Anlage, als durch die zahlreiche Antikensammlung, welche das, mit mehr als königlicher Pracht ausgezierte, Casino und das Museum Gabinum enthalten, ist die Villa Borghese, die erste Villa in Italien, welches sonst, in der schönen Gartenkunst, um hundert Jahre zurück ist. Außer dieser standen ehemals, innerhalb der Stadt, noch die Villa Negroni, und die Villa Medici dem Publikum offen. Die erste ist bereits seit zehn Jahren gänzlich zerstört, und in Krautgärten umgeschaffen worden, und die andere, welche durch die Einquartirungen der Franzosen und Neapolitaner viel gelitten hat, steht seit der Zeit verschlossen, so daß jetzt, außer der Borghesischen, bloß die Villa Pamfili dem Publikum offen steht. Diese Villa, welche jetzt dem Hause Doria angehört, ist die

größte bey Rom, hat eine herrliche, gesunde Lage auf der Höhe des Janiculus, einige artige Partheien, einen schönen Pinienwald, und ein, mit antiken Statuen ausgeziertes, Casino, von dessen plattem Dache man eine der schönsten und weitesten Aussichten genießt. Aber sie liegt, ihrer größern Entfernung von der Stadt und der unbequemen Stiege des Janiculus wegen, dem Publikum weniger zur Hand, und wird auch deshalb weniger besucht. Diese Einsamkeit, welche ganz zum großen Charakter ihrer Anlage stimmt, macht sie nur um so interessanter.

Es giebt hier der religiösen Feste, die Sonntage mit eingerechnet, etwa hundert und funfzig im Laufe des Jahres. Sie sind eben so viele Feyertage für das Volk, die nach dem Range und Ansehen des Heiligen, mehr oder minder festlich, aber immer in Müssiggang und Vergnügen zugebracht werden. Ueberdieß feyert, außer den vorgeschriebenen Heiligenfesten, jede der dreyhundert Kirchen in Rom, das Namensfest des Heiligen, dem sie geweihet ist, so daß es dem Frommen nie an Gelegenheit zum Beten, und

dem Faulen nie an einem Vorwande zum Müssiggange fehlt. Diese Menge von vorgeschriebenen Festtagen ist die Hauptursache, daß auch die Fleißigen und Betriebsamen in der arbeitenden Klasse, mit allem guten Willen, nichts vor sich bringen können; denn das wenige, was an den Werktagen erübrigt wird, geht an den Festtagen wieder auf. Oft folgen zwey, oder drey solcher, dem frommen Müssiggange geweihete, Tage unmittelbar auf einander, wodurch der, dem Römer durch seine vernachläßigte Erziehung natürlich gewordene, Hang zur Trägheit immer mehr genährt wird; denn wer zwey oder drey Tage mit Nichtsthun verschleudert hat, kehrt gewöhnlich auch am vierten nur ungern wieder an die Arbeit zurück. Besonders aber sind die vielen Feyertage dem weiblichen Geschlechte erwünscht, welches bey seiner geschäftlosen Lebensweise vor langer Weile vergehen würde, wenn nicht das tägliche Kirchengehen, und die Feste einen beträchtlichen Theil seiner Zeit auf eine angenehme Art ausfüllten.

Das römische Volk findet ein besonderes Wohlgefallen an Illuminazionen und Feuerwer-

ken, daher auch an den Festabenden der Heiligen, welche in besonderem Ansehen stehen, oder die Protektoren gewisser Zünfte und Brüderschaften sind, häufig dergleichen Spektakel gegeben werden. Einige derselben giebt die Kirche dem Publikum auf ihre Kosten; z. B. die Kreuzbeleuchtung in der Peterskirche, während der Charwoche, die Erleuchtung der Peterskuppel, und die Girandola auf der Engelsburg am Namenstage der Apostel Peter und Paul; Schauspiele, die wegen ihres schönen Effekts der Aufmerksamkeit des Fremden würdig sind. Die Girandola, welche aus einer Feuergarbe von mehreren tausend Raketen besteht, die zu gleicher Zeit in die Höhe steigen, ist aus ökonomischen Ursachen seit mehreren Jahren nicht mehr abgebrannt worden. Kleinere Schauspiele dieser Art, giebt das Volk sich selbst auf den Straßen und Plätzen vor den Kirchen. Bey den Illuminazionen, welche als öffentliche Freudensbezeugungen angestellt werden, ist Sitte, daß die Vornehmen vor ihren Pallästen Fässer anzünden lassen, welche dazu eigends aus den Dauben alter Weinfässer verfertigt werden. Diese Freudenfeuer, deren brennende Lohe

hoch empor schlägt, sind dann durch die ganze Stadt verbreitet, und machen vor großen Gebäuden, z. B. vor der Rotunde, der Basilika des Antoninus Pius u. a. einen sehr pittoresken Effekt.

Außer den drey hohen Festen, welche alle Sekten der Christenheit feyern, Weyhnachten, Ostern und Pfingsten, werden hier die heilige Woche vor Ostern, das Frohnleichnamsfest und das Petersfest, mit vorzüglicher Pracht begangen. Während der Charwoche, deren Festlichkeiten mit der Weihung und Austheilung der Palmen anheben, werden in den vornehmsten Kirchen Trauermusiken aufgeführt. Die berühmteste unter diesen, das Miserere in der Sixtinischen Kapelle, besteht bloß aus Singstimmen, und kann durch ihre mächtige Wirkung in dieser Kapelle für einzig in ihrer Art gelten. Außerdem halten die feyerlichen Messen, die Segensertheilung vom großen Balkon der Peterskirche, die Fußwaschung, welche der Papst an zwölf armen Priestern verübt, die Beleuchtung des Kreuzes, und die in allen Kirchen offenen Beichtstühle,

das Volk und die, zu diesem Feste aus allen Gegenden Europa's hier versammelten, Fremden, in steter Bewegung. Alle Altargemähle in den Kirchen, sind während dieser Zeit mit Vorhängen bedeckt. Sobald am Donnerstage der Papst das Volk eingesegnet hat, verstummen alle Glocken und Schlaguhren. Die hundert Lampen, welche das ganze Jahr hindurch über dem Grabe des heiligen Petrus brennen, werden ausgelöscht, und an ihrer Statt brennt, während zweyer Abende, das vierzig Palmen hohe und mit achthundert Lampen erleuchtete, Kreuz. Die Stunden der Uhr werden an diesen beyden Tagen dem Volke von Knaben angezeigt, welche zu dem Ende stündlich auf den Gassen umhergehen, und Klapperbretter schütteln; und die Soldaten tragen ihr Gewehr verkehrt. Diese Abweichung von der gewöhnlichen Ordnung der Dinge, währt bis zum Sonnabend Mittag, wo auf ein, mit der großen Glocke von St. Peter, gegebenes Zeichen, alle Glokken in Rom zugleich ihre gellenden Stimmen erheben, und auf allen Straßen kleine Mörser und Kanonenschläge abgebrannt werden. Man schießt mit Flinten und Pistolen aus den Fen-

stern, die Uhren schlagen wieder, und alles kehrt in sein altes Geleise zurück. Die Benediktion am ersten Ostertage beschließt dann die Feyerlichkeiten dieses achttägigen Festes. Merkwürdig ist, daß man hier am Charfreytage, welcher als der Todestag Christi, in protestantischen Ländern für einen der hochheiligsten Festtage gehalten wird, wie an andern Werktagen arbeitet. Sonderbar ist auch ein Gebrauch der pizzicaruoli (Wurst- und Fetthändler) an diesem Tage, wo die ganze Christenheit den Tod ihres Stifters betrauert, ihre Boutiquen mit zierlich vergoldeten Würsten, Schinken, Käsen und Lorbeerlaub auszuschmücken, und prächtig zu erleuchten. Jeder sucht bey dieser Gelegenheit, seinen reichen Vorrath von dieser Waare des Geschmacks zur Schau zu hängen, und seinen Zunftgenossen in der künstlichen perspektivischen Anordnung, und reichen, wohlgeordneten Erleuchtung zu übertreffen, in deren strahlendsten Mitte, dem Eingange gegenüber, das Bild der Madonna unter Blumenvasen thront. Diese Illumination der pizzicaruoli ist eine Freudenbezeugung über das nahe Ende der Fasten, während welcher ihr Handel

mit Fettwaaren einen Stillestand erleidet. Für das Volk hat dieses Schauspiel einen sehr lebhaften Reitz; es zieht fröhlich in der Stadt umher, von einer Butique zur andern und genießt wenigstens im Vorgeschmack die Lieblingsspeisen wieder, die es seit vierzig Tagen entbehren mußte, und nun bald wieder essen darf.

Die Feyer des Frohnleichnamsfestes, das zum Denkmahl eines vor mehreren Jahrhunderten zu Bolsena geschehenen Wunders, welches den Stoff zu einem der schönsten Gemählde Raphaels in den Stanzen gegeben hat, gestiftet worden ist, besteht in Prozessionen des gesamten Klerus, der sämmtlichen Mönchsorden und Brüderschaften, und dauert überhaupt acht Tage hindurch. Die glänzendste dieser Prozessionen hält der Papst am ersten Tage dieses Festes durch die große Kolonnade, welche den Petersplatz einschließt und einige der nächsten Straßen, welche dazu festlich mit Guirlanden geschmückt und mit einer Decke von Leinewand überzogen werden. Der Papst wird in dieser Prozession, wie vor der Hostie knieend, unter einem reichen Baldachin getragen,

und macht mit dem gesamten, dazu gehörigen Apparat, eine schöne imponirende Gruppe. Ehemals wurden bey diesem Feste die berühmten arazzi oder Teppiche Raphaels zur Schau ausgehängt, und trugen nicht wenig zum Glanze dieser Feyerlichkeit bey, welche dadurch eines der schönsten Feste für die Künstler ward. Während der Revoluzion wurden mit den übrigen Meubles des Vatikanischen Pallastes auch diese Teppiche, schändlicher Weise an einen Kommissair der französischen Armeen verkauft, welcher sie für 36000 Scudi annahm, und Rom ist nun auch dieses Kunstschazzes für immer beraubt.

Am Petersfeste werden die Kuppel, die Façade der Peterskirche und die große Kolonnade, rings um den Platz vor derselben, zwey Abende nach einander illuminirt. Dasselbe Schauspiel wird dem Volke gewöhnlich auch am Krönungstage des regierenden Papstes gegeben. Eine andere wichtige Feyerlichkeit des Peterstages, die in einer leeren Ceremonie noch ein Schattenbild der ehemaligen Macht der Päpste darstellte, vor welcher selbst Monarchen in schimpflicher Unter-

werfung sich beugten, die Uebergabe des Zelters und eines Beutels voll Zechinen, wobey der dazu eigends abgerichtete Zelter vor dem heiligen Vater knieen mußte, hat bereits seit 1788 aufgehört, wo der Neapolitanische Hof endlich den Muth hatte, diesem eben so lächerlichen, als für ihn entehrenden Gaukelspiele, für immer ein Ende zu machen.

Zwey Volkslustbarkeiten, beyde von längerer Dauer, haben mit der Religion nichts zu schaffen: nämlich das Karneval, welches zehn Tage lang, und die Oktoberlust, welche den ganzen Oktober hindurch dauert. Wir setzen voraus, daß unsere Leser aus Göthe's Beschreibung des römischen Karnevals dieses Fest bereits kennen, und halten es deshalb für überflüßig, das Bekannte hier zu wiederholen. So wie das Karneval in jener Beschreibung geschildert ist, wurde es gefeyert, ehe die französische Revoluzion ihre Wirkungen bis Rom verbreitete. Basseville's Ermordung im Winter des Jahres 1793 und der dabey entstandene Volkslauf war die erste Veranlaßung zur Störung dieses Festes. Der be-

berühmte Moccoli-Abend am letzten Tage des Karnevals, wo der Taumel und die Wuth des Vergnügens den höchsten Grad erreichten, unterblieb schon damals; und so hat man hier, seit zehn Jahren, kein vollständiges Karneval mehr gesehen. Einige Jahre später, wo die Freyheitsepidemie immer weiter um sich gegriffen hatte, wurden auch, aus Mißtrauen der päpstlichen Regierung, die Masken verboten. Während der Republik wurde, aus ähnlichen Gründen, die Feyer des Karnevals unter dem Vorwande, daß es ein den Sitten verderblicher Ueberrest des Heidenthums sey, völlig untersagt. Aber auch nach der Wiederherstellung der päpstlichen Regierung hat man bis jetzt noch nicht gewagt, dem römischen Volke die sonst gewöhnliche Maskenfreyheit, welche eigentlich die Seele dieses Festes ist, wieder zu geben; und das Karneval des letzten Winters schränkte sich bloß auf das Pferderennen ein, womit jeder Karnevalstag, kurz vor Sonnenuntergang, beschlossen wird. Wenn das Karneval ohne Masken gefeyert wird, so fallen natürlicher Weise auch alle die belustigenden Scenen, die arglosen Schwänke und Neckereyen, die grotesken Auf-

züge weg, welche nur unter der Vermummung gedeihen können; der Freude sind die Flügel gelähmt, und nur Personen aus der Hefe des Volks haben die Dreistigkeit, durch niedrige Buffonaden und Zoten das Gelächter des Pöbels zu erregen; ihre aus Lumpen und elendem Trödelkrame zusammengeflickten Karrikaturen aber, sind vielmehr Objekte des Eckels, als des Vergnügens.

Der eigentliche Korso, oder Wettlauf der Pferde ist ein sehr unzweckmäßig eingerichtetes Schauspiel, das die Erwartung einer zahllosen Menge spannt, ohne sie auf eine befriedigende Art zu vergnügen; denn jeder der zahllosen Zuschauer, welche längst des ganzen Korso, und besonders auf dem Platze del Popolo, wo der Ablauf geschieht, versammelt sind, kann auf seinem Standpunkte nur einen Moment des Schauspieles, nie das Ganze sehen, entweder bloß den Ablauf, oder das Vorbeyrennen der Pferde, oder die Ankunft derselben am Ziele, wo sie wieder aufgefangen werden. Der interessanteste Standpunkt ist jedoch beym Ablauf (alla mossa) wo die Pfer-

de, hinter einem straffgezogenen Seile, das Zeichen zum Rennen erwarten müssen. Die Rennpferde (barbari genannt) gehören meistens adelichen Besitzern zu, und werden mehrere Tage vorher zu diesem Wettlaufe dadurch vorbereitet, daß man sie täglich einigemal den Korso hinauf und hinab führt, und am Ende desselben (alla ripresa) mit Hafer füttert. Dadurch wird die Begierde der Pferde, ans Ziel zu gelangen so gereizt, daß sie oft, noch ehe das Seil fällt, es mit wüthender Ungeduld überspringen, und ihren Bändiger zuweilen eine Strecke mit sich fortschleifen. Die Thiere sind überdieß, um sie während des Laufes anzutreiben, mit Stachelkugeln behängt, welche in ihre Seiten schlagen, und die Sporen des Reiters vertreten. Endlich fällt das Zeichen, und mit dem Ablaufe der Pferde erhebt sich ein wildes Jubelgeschrey der Volksmenge, das zugleich mit jenen den ganzen Korso hinaufläuft. Selten geht ein solches Wettrennen ohne Schaden ab. Die dichte Masse des Volks, welche den nicht breiten Korso füllet, öffnet sich nur in dem Momente, wo die dahersprengenden Pferde hindurch eilen, und schließt sich sogleich wieder hin=

ter ihnen. Kehrt dann unvermuthet ein scheugewordenes Pferd zurück, so entsteht eine schreckliche Verwirrung; mehrere werden zu Boden geworfen, gedrückt, zerquetscht, zertreten, und nicht selten büßt ein oder mehrere Zuschauer das Leben ein. Weit zweckmäßiger waren die Circusspiele im alten Rom, wo jeder Zuschauer von seinem Sitze, ohne Gefahr, den ganzen Wettlauf übersehen konnte. Den palio, oder das Stück mit Gold und Silber durchwirkten Stoffs, welches der Sieger jedes Abends zum Preise erhält, muß die Judenschaft auf ihre Kosten dazu liefern. Gewöhnlich eröffnet die Regierung dieses Volksfest mit einer Hängescene; denn, um sich für diese Tage des fröhlichen Taumels der Ruhe des Volks zu versichern, hält sie für nöthig, dasselbe vorher durch die Hinrichtung eines, oder zweyer von den, immer in reichlicher Anzahl, vorräthigen Schlachtopfern der Gerechtigkeit zu schrecken. Die Hinrichtung geschieht am ersten Karnevalstage, kurz vor Mittag auf dem Platze del Popolo, neben den, für den Korso bereits errichteten, Sizzen; und kaum ist die Leiche des Gehängten, oder Geviertheilten von einer schwarzvermummten

Brüderschaft hinweggetragen, und der Galgen wieder abgebrochen, so giebt die Glocke auf dem Kapitol das gewöhnliche Zeichen zur Eröffnung des Karnevals; und wo wenig Minuten vorher der, von Priestern und vermummten Brüdern begleitete, Verbrecher seinen Geist unter Martern verhauchte, machen nun Harlekin und Pulcinell ihre lächerlichen Lazzi.

Während des Karnevals sind hier sieben bis acht Theater geöffnet; auf drey oder vier derselben wird opera seria und buffa, und auf den übrigen werden abwechselnd opera buffa, Schauspiele und Farçen gegeben. Die hiesigen Theater sind jetzt selten vorzüglich besetzt; denn die Impresarii scheuen sich in dieser geldarmen Stadt, wo überdem der Hof sich nicht thätig für ihre Unternehmung interessirt, große Summen anzulegen. Indessen wird doch das römische Publikum für eines der gebildeteren in Italien gehalten, und es gilt einer Oper in den andern großen Städten dieses Landes zu einer vorläufigen Empfehlung, wenn sie in Rom gefallen hat. Der Römer geht nicht des Schauspiels wegen

ins Theater, sondern der Konversazion wegen, die während der Vorstellung in den Logen gehalten wird, wo die Anwesenden abwechselnd Besuch annehmen und einander besuchen. Er ist also auch kein Freund von solchen theatralischen Darstellungen, die eine anhaltende Aufmerksamkeit fodern. Für seinen Zweck ist die Oper das Passendste; während des Recitatives ist das Gespräch in Logen und Parterre so allgemein und laut, wie auf einer Börse, und man hört nichts vom Vortrage des Sängers, der sich vergebens bemüht, das Getöse des Hauses zu übertönen. Nur wenn eine Arie, oder ein Duett kommt, entsteht eine plötzliche Stille, welche dauert bis die künstlichen Läufe und Triller des Kastraten, oder der Sängerinn verhallt sind, und sich in ein lärmendes Klatschen und Bravorufen endigt, worauf denn die Konversazion wieder ihren Fortgang nimmt. Diese Sitte herrscht durchgängig in Italien. Aus dem Grunde werden auch nur selten Tragödien aufgeführt. Das Publikum hat wenig Geschmack daran, und Dramen à la Iffland, sind fast gar nicht bekannt. Der Italiener will im Theater belustigt und ergötzt, nicht

gerührt, oder erschüttert seyn, und so gleichgültig er im wirklichen Leben Blutscenen ansehen kann, so scheint er sie doch auf dem Theater zu scheuen. Opera Buffa, Komödien und Farçen sind darum seine Lieblingsstücke. Der Italiener ist von Natur Mimiker in vorzüglichem Grade und mehr, als alle andere Nazionen Europens, und hat eine besondere Anlage zum Komischen und Possierlichen. Auf einem kleinen Theater de' burattini genannt, werden extemporirte Farçen mit Puppen gegeben, welche drey bis vier Palmen hoch sind, und mit einem Drathe bewegt werden. Der Schöpfer und Direktor dieses Puppenspiels hat eine besondere Geschicklichkeit in der Verfertigung und Lenkung seiner Figuren, und die augenblicklichen Täuschungen der oft natürlichen Bewegung machen mit dem Ganzen eine so lächerliche Karrikatur, daß auch selbst gebildete Leute, die zuweilen ihr Zwerchfell zu erschüttern wünschen, diese Possenspiele besuchen; und einer der größten dramatischen Dichter unserer Nazion, hat, während seines Aufenthalts in Rom, zuweilen die schnurrigen Produkte dieses Theaters mit Vergnügen gesehen. Ja es giebt viele Italiener,

welche die burattini unterhaltender finden, als die meisten übrigen Schauspiele und Opern. Sie haben vielleicht nicht so gar unrecht; denn sie sind hier der Erreichung ihres Zwecks, sich einmal satt zu lachen, gewiß.

Der Oktober ist für Italien, was der May für Teutschland ist, die Zeit des frohen Lebensgenusses. Wie bey uns der Frühling durch seine belebende Wärme, die von Kälte erstarrte Natur weckt, und alle Wesen mit Lust beseelt: so bringt in Italien, nach der langen ermattenden Hitze des Sommers, der Herbst, durch seine erquickende Kühlung, eine ähnliche Wirkung hervor. Die große Milde des Winters macht hier die Wiederkehr des Frühlings fast unmerklich. Die Vegetation verschwindet während der Wintermonate nie von der Erde. Die immer grüne Eiche, der Oelbaum, die Pinie, die Cypresse behalten ihr Grün. Pomeranzen, Zitronen und Apfelsinen blühen und reifen während des Winters in freyer Luft; die Olivenärndte fällt in den Januar, und die Küchengärten werden, ohne Unterbrechung, das ganze Jahr hindurch bestellt. Während des Sommers

hingegen erliegt die Natur unter den sengenden Strahlen der Sonne; die Quellen versiegen; Gras und Laub verdorren; einige Monate lang trübt keine Wolke das heitere Blau des Himmels, netzt kein Regen, kein nächtlicher Thau die lechzende Erde; stehende Sümpfe hauchen giftige Dünste aus, welche die Luft verpesten, und Menschen und Thiere schmachten in der langanhaltenden, abmattenden Hitze, bis endlich, um die Mitte des Septembers, milde, erquickende Regenschauer die verbrannten Gefilde tränken und der drückenden Hitze ein Ende machen. Dann kehrt mit dem Wehen kühlerer Lüfte neue Lebenskraft in alle Wesen zurück; ein zweyter Lenz, schöner als der im Frühjahr, verjüngt die Natur, zartes Grün entkeimt der Erde; die Bäume treiben frisches Laub und der Himmel bleibt meistens noch heiter und freundlich bis zum Ende des Oktobers. Und dieß ist dann die Zeit der allgemeinen Freude für Stadt und Land. Schon am Ende des Septembers beginnt hier das Fest der Weinlese. Winzer und Winzerinnen ziehen jeden Morgen, vor Tagesanbruch, schaarenweise mit fröhlichem Gesange in ihre Vignen hinaus,

und kehren mit der Nacht, Schwärmen froher Bachanten gleich, singend und tanzend, und brennende Fackeln schwingend zur Stadt zurück. Mit dem ersten Oktober ruhen die öffentlichen Geschäfte; die Gerichtshöfe sind geschlossen, Kollegien und Schulen haben Vakanz. Alles ist in froher Bewegung, und eilt in die langersehnte Villeggiatura hinaus. Wer eine Villa, einen Weinberg, ein Landgut besitzt, bringt daselbst mit seiner Familie, oder in Gesellschaft von Freunden, seinen Oktober zu. Selbst Mönche verlassen in diesem Monate ihre dumpfen Zellen, und versuchen, sich auch einmal, wie Menschen, der Natur zu freuen. Die reizenden Landstädtchen des Albanergebirges: Monteporcia, Frascati, Marino, Castellgandolfo, Albano, Aricia, Genzano wimmeln von Römern, die sich dort entweder einige Wochen lang aufhalten, oder tägliche Lustfahrten hinausmachen. Auch der römische Adel pflegt sich in dieser Zeit auf seine Landsitze zu begeben; aber nicht um die Freuden des Landlebens zu genießen, für die er zu stumpf und unempfindlich ist, sondern weil es die Mode so mit sich bringt. Er setzt daher auch auf dem Lande

sein gewöhnliches Stadtleben fort, ohne sich um die schöne Natur zu bekümmern, schläft bis gegen Mittag, verbringt einige Stunden an der Toilette, oder beym Frühstücken, speist gegen Abend zu Mittag, und bringt die Nacht, bis an den hellen Morgen, am Spieltische zu. Ist er endlich dieses, einige Wochen lang fortgesetzten, Landlebens satt, so kehrt er wieder zur Stadt zurück. Wer die Kosten einer Villeggiatura auf dem Lande nicht bestreiten kann, schränkt sich auf eine Vignata ein, d. h. er besucht an einem schönen Oktobertage mit seiner Familie, oder in Gesellschaft einiger Bekannten, einen Weinberg vor Rom. Die Gesellschaft nimmt ihre Zehrung mit sich hinaus, und wird von dem Besitzer der Vigne mit gutem Weine bewirthet. Eigentlich aber ist der Monte testaccio, mit der ihn umgebenden Wiesenflur, der Hauptort für die Oktoberlust des römischen Volks. In diesem merkwürdigen Hügel, der im alten Rom, nach und nach, aus den angehäuften Scherben irdener Gefäße entstanden ist, und jetzt ungefehr 160 Fuß Höhe, und einen Umfang von 500 Fuß hat, sind rings umher, zu ebener Erde, Grotten

gebauet, durch welche im Sommer eine außerordentlich kühle Luft herausstreicht, und die den römischen Weinschenken als Magazine dienen, in denen der Wein sich so kühl und frisch, wie in einem Eiskeller erhält. Hier versammelt sich während des Oktobers jeden Nachmittag, vornehmlich aber Donnerstags und Sonntags eine zahlreiche Volksmenge, um einen frohen Tag im Freyen zu genießen. Jede Gesellschaft bringt, nach römischer Sitte, ihren Mundbedarf mit, und man trinkt an den umhergepflanzten Tischen, oder auf dem Rasen im Schatten der Bäume gelagert, den kühlen Wein aus den Grotten. Hier hat der Fremde Gelegenheit, sich zu überzeugen, daß das römische Volk ein frohes, gutmüthiges, und im Genusse mäßiges Volk ist. Man sieht hier, wo alles trinkt, keinen Betrunkenen; kein Zank und Streit stört den Frieden der Gesellschaft; der Wein begeistert nur zur Freude und zum frohen Genusse der flüchtigen Stunden.

Aber, als ob die Freude eine verbotene Frucht sey, und jeder frohe Genuß des Lebens wieder

durch Beten und Fasten abgebüßt werden müsse, unmittelbar auf jede dieser Lustbarkeiten, wenn sie kaum mit lautem Jubel geendigt haben, folgt eine dumpfe Trauerzeit. Die Religion zeigt sich nun den sündigen Weltkindern, als eine strafende Zuchtmeisterinn in ihrer ernsten, furchtbaren Gestalt und preßt die, der Freude geöffneten, Herzen plötzlich wieder, durch drohende Strafpredigten und schreckende Bilder des Todes zusammen. Dem Taumel des Karnevals folgt vierzigtägiges Fasten. Mit dem Schlage der Mitternachtstunde des letzten Karnevalstages muß jeder Laut der Freude verstummen; nach demselben noch einen Bissen Fleisch genießen, würde Sünde seyn. Die Zeit der Buße und Enthaltung ist da. Alles ist auf diesen plötzlichen Wechsel vorbereitet. Die Theater werden an diesem Tage zeitiger geöffnet, um noch vor Mitternacht geschlossen zu seyn. Man geht früher als gewöhnlich zu Tische, um sich zu guter letzt noch einmal in Fleisch und fetten Speisen recht satt zu essen. Es ist als ob man sich zum letzten Male sähe. Am folgenden Morgen sind die Züge der Freude aus allen Gesichtern hinweggewischt; Alt und Jung eilt in die Kir-

chen, um sein Haupt mit Asche bestreuen zu lassen; von allen Kanzeln herab erschallen Verdammungsworte wider das sündliche Weltleben und Ermahnungen zur Buße. Kapuziner und Dominikaner eifern in die Wette wider die Thorheiten der Mode, wider die Gottlosigkeit der Philosophen, wider den Unsinn der Vernunft, wider die blinde Verstocktheit der Ketzer, und wider die Fallstricke des Teufels, die Reize der weiblichen Schönheit. Wie kurz vorher im Karneval der Taumel des Vergnügens, so steigt jetzt der Taumel der Andacht immer crescendo bis zur letzten Fastenwoche, wo die Bußübungen häufiger, und die Strafpredigten zerknirschender werden, und wo denn auch der hohe Adel nicht ermangelt, seine Bußexerzizien in eigens dazu bestimmten Oratorien, mit eben so viel Pomp als Devozion, zu verrichten. Unter diesen Vorbereitungen nahet die heilige Woche, wo alles beichtet und kommunizirt. Aus allen Zungen, die den katholischen Glauben bekennen, sitzen Priester in den Beichtstühlen der Peterskirche, mit langen dünnen Stäben in der Hand, womit sie bey der Absoluzion den Kopf des Losgesprochenen berühren. Die großen Feste

im Vatikan nehmen ihren Anfang, bis endlich, mit dem Osterfeste, dieser Taumel der Andacht endigt, und mit der Erlaubniß Fleisch und Wurst zu essen, alles wieder in sein altes Geleise zurückkehrt.

Eben so traurig abstechend ist die Periode, welche den Ergötzungen des Oktobers folgt. Auf den Anfang des Novembers fallen die Feste aller Heiligen und aller Seelen, welches letztere acht Tage lang währt. Mit ihm tritt auch gewöhnlich die Regenzeit ein, die, mit kurzen Unterbrechungen, diesen und den folgenden Monat hindurch dauert. Tod und Verwesung, Feuer und Hölle sind nun die Schreckbilder, welche in diesen traurigen Tagen die frohen Empfindungen des Naturgenusses wieder aus der Seele verdrängen sollen. Während dieser Tage werden, in allen Kirchen, Seelmessen für die Todten zur Linderung ihrer Qualen im Fegefeuer gelesen. In einigen Klöstern und Kirchen sind die Beingewölbe geöffnet, wo der Tod mit allen Schrekken der Zerstörung zur Schau ausgestellt ist. An den Wänden dieser Gewölbe sind, bis zur Decke

hinauf, Todtengebeine und Schädel aufgeschichtet, und bilden Nischen, in welchen gedörrte Todten mit grinzenden Gesichtern aufgestellt sind, die einen eckelhaft gräßlichen Anblick gewähren. Die Verzierungen dieser Grotten, die Einfassungen, Festons, Rosetten sind mit architektonischer Kunst, gleichfalls aus Todtenknochen verfertigt. Am Eingange derselben sitzen schwarz vermummte Männer, welche gegen die Eintretenden große blecherne Büchsen schütteln, und sie mit dumpfer Stimme ermahnen, die Angst der gequälten Seelen im Fegefeuer, durch Allmosen zu lindern. Dieses Gaukelspiel wirkt natürlicher Weise mächtig auf die gläubige Menge; die Büchsen der schwarzen Männer füllen sich, und auch der Aermste bringt der schlauen Habsucht sein Scherflein dar, in der Hoffnung seinen, im Fegefeuer glühenden, Verwandten einige Linderung zu verschaffen.

Römische Polizey und Justiz.

Es giebt wohl wenig Hauptstädte und Länder im kultivirten Europa, wo Polizey und Ju-

stiz, diese beyden Grundpfeiler der bürgerlichen Gesellschaft, so schlecht verwaltet werden, wie in Rom und im Kirchenstaate überhaupt; daher auch manche Reisende gezweifelt haben, ob in Rom Polizey existire. Es ist in der That dem Fremden nicht zu verdenken, wenn er die Existenz einer solchen Anstalt in einer Stadt bezweifelt, wo er keine Spuren ihres Daseyns erblickt; wo er Straßen und Plätze fast immer voll Unrath findet; wo die faulenden Kadaver todter Hausthiere auf den Straßen umherliegen; wo er aus den Fenstern und auf der Straße Feuergewehr abbrennen hört; wo das gemeine Volk stäts mit Dolchen und Messern bewaffnet geht, und einander auf öffentlicher Straße sticht und mordet; wo Nachts keine Straße erleuchtet wird, und weder Schaarwächter noch Soldaten, durch die Stadt patroulliren; wo er sich vor Bettlern nicht bergen kann, und überall halbnackte, scheußliche Krüppel umher liegen sieht, deren Klagegeheul sein Ohr zerreißt. Dieß ungefähr sind die Objekte, welche sich zuerst dem Fremden in Rom aufdringen, und ihm sogleich einen würdigen Begriff von der römischen Regierung und Poli-

zey geben. Diese letztere steht, zusammt der Justiz unter dem Governatore di Roma, welcher immer einer der angesehensten Prälaten des römischen Hofes ist, und durch diese Charge zur Kardinalswürde gelangt. Das Personale der Polizey besteht aus dem Barigello, oder Häscherhauptmann, und etwa dreyhundert Sbirren. Der Barigello hat außerdem noch eine unbestimmte Anzahl von Spionen für die Regierung in Dienst und Sold, welche von ihm geheime Aufträge erhalten, und an ihn ihre Berichte und Entdeckungen abstatten müssen, aus welchen dann jener seinen täglichen Rapport an den Governatore zusammenträgt. Der Römer ist von der Unentbehrlichkeit der Spionen, zum Dienste der Polizey, so sehr überzeugt, daß es ihm unbegreiflich ist, wie in andern Ländern die Regierungen ohne Spione fertig werden, wie die Gerichte, ohne dergleichen geheime Ausspäher einen Verbrecher entdecken, oder seiner habhaft werden können. Er ist gewohnt, die Gesetze nicht als Schutzwehren seiner Sicherheit, sondern als Feinde seiner Freyheit zu betrachten; daher hält auch das hiesige Volk es immer mit dem Ver-

brecher und sucht, wo es nur kann, seine Flucht zu befördern, statt ihn anzuhalten, und den Gerichten zu überliefern. Wer der Regierung einen Verbrecher anzeigen, oder zu seiner Verhaftung behülflich seyn wollte, würde von dem größten Theile seiner Mitbürger der Spionerey bescholten werden. So verkehrte Begriffe und Meynungen kann nur eine schlaffe, willkührliche, ungerechte Regierung veranlassen, die dem Volke nie die Ueberzeugung einflößen konnte, daß die Ausübung der Gesetze, seine Sicherheit und sein Wohl zum Zwecke hat. Wenn ein Volk offenbare Verbrecher gegen die Regierung in Schutz nimmt, so beweist dieses, daß jeder im Volke den Fall des Verbrechens auch für sich möglich hält, und auf gleiche Weise von seinen Mitbürgern geschützt zu werden wünscht. Das römische Volk denkt auch wirklich so. Die Gewohnheit, bey jeder geringen Veranlassung zu Zank und Streit, mit gezogenen Messern auf einander los zu gehen, ist so allgemein, daß kein gemeiner Römer sicher ist, ob er nicht den nächsten Tag ein Mörder, oder ein Gemordeter seyn wird. Er sucht also dem Mörder durchzuhelfen, damit er, wenn

ein gleiches Schicksal ihn trifft, auf gleiche Hülfe rechnen könne. Die Regierung weiß dieses sehr wohl, und läßt dem Volke gern die Freyheit einander todt zu stechen, um ihrerseits gleichfalls thun zu können, was ihr gefällt; und wenn der Mörder nur nicht der Justiz gerade in die Hände läuft, oder das Unglück hat, einen Protegirten zu ermorden, so nimmt sie von einem gewöhnlichen Morde keine weitere Notiz. So gehen in Rom und im Staate Tausende von Mördern frey umher, und oft hat einer zehn bis zwölf Morde verübt, ehe er endlich, gleich einer überreifen Frucht, der blinden Gerechtigkeit in die Hände fällt. Man muß eine Zeitlang in Rom gelebt, und den Geist der Regierung und des Volkes kennen gelernt haben, um sich von einer solchen unerhörten Polizey, und von der Gleichgültigkeit, womit hier ein Mord betrachtet wird, einen Begriff zu machen.

Wir wollen indessen die Unterlassungssünden der hiesigen Polizey und die Früchte, welche daraus für die Gesellschaft entspringen, ein wenig näher betrachten. Den Korso und einige

andere Hauptstraßen ausgenommen, welche zuweilen vor Sonn- und Festtagen gekehrt werden, überläßt man die Reinigung der übrigen Straßen und Plätze dem Jupiter Pluvius, der aber sein Amt nie so regelmäßig verwaltet, wie eine gute Polizey es fodern würde; daher denn auch die meisten Straßen Roms gewöhnlich in großer Unsauberkeit liegen. Ehemals pflegte jeder Einwohner den Kehricht und Unrath aus seiner Wohnung gerade auf die Straße zu werfen, wo er liegen blieb, bis Wind und Regen ihn gelegentlich hinwegführten. Während der Republik wurde die Reinigung der Straßen ganz vernachläßigt, so daß man zuweilen durch ganze Straßen, wie durch eine stinkende Pfütze waten mußte. Seit der Wiederherstellung der päpstlichen Regierung hat man die Ecken der Straßen, und die Mitte der Plätze zur Sammlung des Unraths bestimmt, und an allen Ecken steht das Wort immondezzajo (Kehrichthaufen) mit großen Buchstaben auf die Mauer gemalt. Dadurch ist aber für die Reinlichkeit der Stadt nichts gewonnen; denn der Unrath, der sonst überall vertheilt weniger Nachtheil bewirkte,

fault und modert nun in Haufen mehrere Wochen lang, bis er endlich hinweggeführt wird, und verpestet die Atmosphäre mit seinen stinkenden Ausdünstungen. Eben so weit ist man auch im Innern der Wohnhäuser von der, in den nördlichen Ländern üblichen Reinlichkeit entfernt, ungeachtet sie in diesem warmen, die Korrupzion befördernden, Klima ein dringenderes Bedürfniß zu seyn scheint, als dort. Auch hier, wie in den meisten Städten Italiens, sind die Eingänge der prächtigsten Paläste und der öffentlichen Gebäude immer duftende Altäre der Venus Cloacina, wo jeder mit cynischer Freyheit sich seiner Bedürfnisse entledigt. Selbst das Zeichen des Kreuzes, womit man die Wände bemalen läßt, um die unsaubern Geister entfernt zu halten, wird nicht geachtet, und wer dem Publikum diese Freyheit in seiner Wohnung nicht gestatten will, muß seine Hausthüre stäts verschlossen halten. Den Fremden empört diese schmutzige Sitte; aber der Italiener ist so an sie gewöhnt, daß er in ihr gar keinen Uebelstand findet, und selbst die zartnervigen Römerinnen, welche vom Wohlgeruche der Blumen und duftender Essenzen

Uebelkeiten und Krämpfe bekommen, schreiten gleichgültig über diese Pfützen von Unrath und Gestank hin, die den Eingang ihrer Wohnungen überschwemmen.

In den meisten Pallästen, deren Höfe, Treppen und Vorsäle mit antiken Statüen und Basreliefs geziert sind, hat man diese, seit ihrer ersten Aufstellung, nie abgestäubt. Von Staub, Spinnenweben und Schmuz werden höchstens noch die Wohnzimmer rein gehalten; nie aber wird das Innere der Häuser, nie werden die Fenster durch Waschen gesäubert, daher auch diese gewöhnlich mit einer solchen Schmutzrinde überzogen sind, daß man kaum einen Gegenstand durch sie erkennen kann. Wer hier seine Fenster waschen wollte, würde als ein Neuerer erscheinen, oder wohl gar, bey seinen Nachbaren gegenüber, den Verdacht erregen, daß es aus der Absicht geschähe, ihnen in die Fenster zu gucken, und ihr Thun und Lassen auszuspähen.

Die nächtliche Erleuchtung der Straßen, für welche in andern großen Städten von der

Polizey gesorgt wird, ist hier der Andacht überlassen. Roms Straßen würden des Nachts völlig dunkel seyn, wenn nicht die Lampen, welche hin und wieder vor den, an Häusern und Ecken aufgestellten, Madonnenbildern brennen, in den meisten Straßen einen nothdürftigen Schimmer verbreiteten. Da aber diese Bilder und Lampen, weder in hinlänglicher Anzahl, noch in gleichmäßiger Vertheilung angebracht sind, so bleiben viele Straßen, besonders die kleineren und abgelegenen, die von armen Leuten bewohnt sind, ohne alle Beleuchtung; und in manchen Gegenden der Stadt, kann man Abends spät nicht ohne die Besorgniß wandeln, angefallen und geplündert zu werden, wie seit einigen Jahren häufig geschieht. Zur Zeit der Republik, wo die Religion keinen Einfluß auf die bürgerlichen Angelegenheiten haben sollte, war der Plan im Werke, die Straßen Roms zu erleuchten, und die Stellen, wo die Lampen angebracht werden sollten, waren auch bereits an den Häusern bezeichnet. Da aber die meisten Plane in jener Zeit zuletzt auf Geldprellerey hinausliefen, so läßt sich noch zweifeln, ob auch dieser zur Ausführung gekommen

seyn würde. Gegenwärtig ist natürlicher Weise nicht mehr die Rede davon.

Die in einer großen Stadt, für Regierung und Volk gleich nöthige Bezeichnung der Häuser mit Nummern, wurde hier zuerst während der Republik eingeführt, und ist auch die einzige nützliche Veranstaltung, die in jener Periode zu Stande gekommen ist, und sich noch bis jetzt erhalten hat. Aus Unkunde und Argwohn gegen jede Neuerung war das Volk anfangs über die Verordnung, alle Häuser zu numeriren, in großer Unruhe. Jetzt ist es, durch eigene Erfahrung, von den Vortheilen derselben überzeugt. Die nicht weniger nöthige und nützliche Bezeichnung der Straßen, Gassen und Plätze mit ihren Namen, welche in wohl polizirten Städten nicht zu fehlen pflegt, ist hier noch nicht eingeführt; bloß die verschiedenen Rioni, oder Quartiere der Stadt, sind durch Inschriften bemerkt.

Für Feuersgefahr hat man hier gar keine Löschanstalten, und in ganz Rom giebt es keine Feuerspritze. Zum Glück ist auch, bey der durch-

gängig massiven Bauart der Häuser, dieses Uebel, welches in andern Ländern, wo die Holzbaukunst üblich ist, oft halbe Städte in Asche legt, hier sehr selten, und man hat seit Menschengedenken kaum ein Beyspiel, daß eine Feuersbrunst hier mehr, als ein, oder zwey Häuser zerstört hätte. Tritt ein solcher Fall ein, welches der Verfasser, während eines achtjährigen Aufenthalts in Rom, nur zweymal erlebt hat, so läßt man das Feuer, wenn es durch Hausmittel nicht mehr gelöscht werden konnte, ruhig fortbrennen; die Eigenthümer retten von ihren Habseligkeiten, soviel als sie können; eine Wache von Sbirren umringt das brennende Haus, um Unordnung und Diebstahl zu verhüten, und das zusammen gelaufene Volk steht umher, und ergötzt sich an dem Schauspiele.

Bekanntlich war Rom von jeher das Paradies der Bettler; denn Allmosen geben, ist eine der ersten Pflichten des katholischen Christen, die ihm täglich von seinen Priestern gepredigt, und oft noch besonders zur Tilgung seiner Sündenschuld auferlegt wird. Darum ist auch

hier die Betteley nicht bloß, wie in andern Ländern, die letzte Zuflucht des armen Unglücklichen, der kein anderes Mittel mehr übrig hat, seinen Unterhalt zu finden, sondern ein, durch Religion und Bettelmönche geheiligtes, Gewerbe, das jeder Taugenichts ergreift, der nicht Lust hat, durch Arbeit und Fleiß sein Brod zu verdienen. Weit entfernt, daß die hiesige Regierung es sich zur Schande rechnen sollte, den armen Hülflosen der Diskrezion seiner Mitbürger zu überlassen, und den liederlichen Vagabunden auf Kosten der Gesellschaft zu ernähren, betrachtet sie vielmehr die Betteley als ein nützliches, mit der Religion innigst verwebtes Institut, das sie, ohne eine Reform vieler religiöser Stiftungen und Gebräuche, nicht aufheben könnte; und es ist bekannt, wie sehr der Katholizismus jede, auch die kleinste, Reform verjährter Mißbräuche scheuet. Keine große Stadt ist so reich an milden Stiftungen, an Hospizen und Spitälern, als Rom, wo der Arme unentgeltlich verpflegt, der Kranke geheilt wird; aber nur arme Pilger, die nach Rom wallfahrten, und Kranke, die nicht betteln, machen von diesen Stiftungen Gebrauch. Der

Bettler von Profession hingegen hat einen Abscheu davor, und liebt seine Freyheit so sehr, daß er lieber alles Ungemach der Witterung erduldet und auf der Straße stirbt, ehe er sich entschließt, in ein solches Haus zu gehen. Rom war daher, aller Armenanstalten ungeachtet, immer mit Bettlern überhäuft; aber der größte Theil derselben waren Fremde, die aus allen katholischen Ländern hier zusammen strömten. Während der Republik, wo alle Fremde Rom verlassen mußten, wurde auch dieses Gesindel vertrieben; aber nur, um der noch größeren Menge einheimischer Bettler Platz zu machen, welche das, seitdem immer zunehmende, Elend auf eine schreckliche Weise gehäuft hat. Rom scheint, seit jener unglücklichen Republik, nur ein großes Spital zu seyn, wo man keinen Schritt gehen, keinen Augenblick auf der Straße stille stehen kann, um mit einem Bekannten zu sprechen, ein Gebäude oder Kunstwerk zu betrachten, ohne sich von einer Schaar hungriger und zerlumpter Bettler verfolgt, und umringt zu sehen, welche um Almosen schreyen. Elende, die der Hunger zu Gerippen ausgedörrt hat, Krüppel halbnackt,

mit scheußlichen Schäden und eckelhaften Geschwüren bedeckt, welche kaum noch ein menschliches Ansehen haben, und deren Anblick Grauen erregt, liegen auf allen Straßen umher, und erfüllen mit ihrem Geheule die Luft. Die schrecklichen Worte: mi muojo di fame! mi sento cascar della fame! schallen einem überall in die Ohren, und die That bezeugt ihre Wahrheit. Täglich sterben jetzt Arme auf den Straßen, im eigentlichen Sinne vor Hunger. Der Verfasser sah jüngst, bey einem Gange durch die Stadt, eine solche Scene dreymal in einer halben Stunde, an drey verschiedenen Orten. Durch die Plünderung der luoghi di monte sind viele Familien, deren ganzes Vermögen in denselben angelegt war, aus dem Wohlstande in das tiefste Elend gerathen, und sehen sich aller Mittel zur Subsistenz beraubt. Ganze Truppen dieser Unglücklichen, die sich des Tages zu betteln schämen, schleichen des Abends durch die Straßen, und flehen mit wenigen leisen, aber vom tiefsten Schmerz ausgepreßten Worten, die Vorübergehenden um eine Gabe an. Auf den Schutthaufen, und an den Oeffnungen der Kloaken

sieht man immer arme Kinder schmutzige, halb-verfaulte Abgänge von Nahrungsmitteln, die auch Thiere sogar verschmähen würden, aus dem Kehricht hervorwühlen, und dieselben gierig verschlingen. Mit einem Worte: es ist unmöglich, jetzt durch einige Straßen von Rom zu gehen, ohne auf Gegenstände dieser Art zu stoßen, welche Abscheu und Grauen erregen, und einen Grad von Elend zur Schau stellen, wovon man in andern Ländern keinen Begriff hat; und nur die stäte Umgebung von solchen Scenen, härtet endlich das Gefühl zu dem Grade ab, daß man ihren Anblick ertragen lernt. Noch schrecklicher aber als eine solche Gegenwart, ist die Aussicht, daß dieses Elend, welches nicht sowohl in einer vorübergehenden Theurung, oder Ermangelung der nothwendigen Lebensbedürfnisse, als vielmehr in dem gänzlichen Mangel an Hülfsquellen, und an Industrie seinen Grund hat, auch nach wiederhergestelltem Frieden nicht aufhören, sondern aller Wahrscheinlichkeit nach fortwachsen wird, bis es seinen höchsten Punkt erreicht hat, und das morsche Gebäude der Priesterregierung end-

lich, wie ein ausgebrannter Vulkan, in sich selbst zusammenstürzt.

Einer der gehäßigsten Züge im Charakter der italienischen Nazion, und vornehmlich des römischen Volks, ist die unmenschliche Rachsucht, welche nur durch das Blut des Beleidigers versöhnt wird. Die Neigung zu diesem Laster liegt freylich eben so, wie die Wurzel jedes andern lasterhaften Hanges, zum Beyspiel, zur Trägheit, zur Wollust, zum Aberglauben, zum Spiele ꝛc. welchen besonders südliche Nazionen, ihrer stärkeren Sinnlichkeit wegen ergeben sind, in der Natur des Menschen. Aber es gereicht der hiesigen Regierung darum nicht weniger zum Vorwurf, daß sie die Ausbrüche dieser verderblichen Leidenschaft nicht hindert, welche durch ihre lange Herrschaft in den sittlichen Charakter der Nazion übergegangen ist, und in den Augen des Italieners, durch Gewohnheit und Sitte, ihre Abscheulichkeit so ganz verlohren hat, daß man hier allgemein den Wahn hegt, die Mordlust müsse als ein, in dem heissen, reizbaren Tempe-

ramente des Römers gegründetes, unvermeidliches Uebel geduldet, und könne nur dann bestraft werden, wenn der Mord nicht im Momente der leidenschaftlichen Wuth, welche die Besinnung raubt, sondern mit Vorbedacht und kaltem Blute begangen ist. Mehrere Beyspiele aber haben bezeugt, daß nichts leichter sey, als die blutdürstige Rachsucht des Römers in Schranken zu halten, und daß eine wachsame Polizey und strenge Justiz diese abscheuliche Sitte in kurzer Zeit ausrotten würden. Aber die römische Regierung scheint dieß nicht zu wollen. Obwohl ein Verbot da ist, heimlich Waffen zu tragen, so geht doch jeder gemeine Römer mit einem Dolche, oder zweyschneidigem Messer, von der Größe eines Hirschfängers, bewaffnet, das in einer Scheide, unter dem Wamms, oder längst dem Schenkel in den Beinkleidern getragen wird. Der Regierung ist dieß sehr wohl bekannt; aber höchst selten wird jemand deshalb ergriffen und gezüchtigt. Fällt es aber den Häschern der Polizey ein, einen, ihr verdächtigen, Menschen durchzusuchen, und sie finden Waffen bey ihm, so wird er mit der Korde bestraft. Diese Strenge

wird

wird indessen so selten ausgeübt, daß jeder sich schmeichelt, unentdeckt zu bleiben. Selten kommt es bey einem Streit, unter Leuten aus der niedern Klasse, zu Thätigkeiten, ohne daß dabey die Messer gezogen würden, und wenn nicht sogleich die Anwesenden ins Mittel treten, und die Hitze der Streitenden, die leicht in Wuth übergeht, bey Zeiten besänftigen, so endigt ein solcher Streit gewöhnlich mit einem Morde. Eines der kräftigsten Mittel, zwey Stecher auseinander zu bringen ist, daß Weiber sich zwischen sie werfen. Wollte ein Mann den Friedensstifter machen, so würde er Gefahr laufen, daß beyde Theile die Messer gegen ihn kehrten; und mehr als einer ist so das Opfer seiner guten Absicht geworden. Das weibliche Geschlecht hingegen wird, auch in der größten Wuth des Kampfes, nicht verletzt, und dieser Unverletzlichkeit bewußt, stürzen sich Frauen mit seltenem Muthe zwischen die Messer der, mit wilder Furie, auf einander Losstürmenden, und trennen sie, bis die Wuth des Affekts sich gelegt hat. Viele Zwiste, die sonst mit Blut endigen würden, werden auf diese Weise beygelegt.

Die gewöhnlichsten Veranlassungen zu solchen Mordszenen, die besonders an Festtagen häufig vorfallen, sind Spiel und Eifersucht. Zuweilen ist auch ein bloßer Streit um Meynungen fähig, zwey von Wein erhitzte Köpfe in diese Wuth zu setzen. So endigte vor einiger Zeit in einem Weinhause der Streit eines Schusters und eines Bedienten, über den Tasso, mit der Ermordung des ersteren. Der gemeine Römer schätzt es sich zur Ehre, durch Ermordung eines andern im Streite, einen Beweis seines Muthes gegeben zu haben. Der, zum Jüngling heranwachsende, Straßenbube, strebt bey jeder Veranlassung diese Ehre zu erwerben, um von seinen Kameraden für einen braven Kerl gehalten zu werden, und oft ist bloß dieser unselige Ehreifer die Veranlassung zu einem Morde. Auch die Römerinnen aus der gemeinen Klasse, vornehmlich in Monti und in Trastevere (zwey Quartiere der Stadt, die fast bloß von gemeinem Volke bewohnt werden) gehen mit einem Dolche bewaffnet, den sie gewöhnlich vor der Brust im Schnürleibe tragen, und es fehlt nicht an Beyspielen, daß sie sich desselben mit großer Ent-

schlossenheit, sowohl gegen einander, als auch gegen Männer bedienen, wenn Eifersucht, oder Untreue sie zur Rache reizen. Die gewöhnliche Verwünschung che sia amazzato! die man jeden Augenblick im Munde des Römers und der Römerinn hört, beweist, wie geläufig ihnen der Gedanke des Mordens ist; und der nachstehende Fall, der sich vor einiger Zeit nahe bey Rom zutrug, zeigt, wie leicht auch in Kindern diese Vorstellung in That übergeht. Ein Ehemann zankte mit seiner Frau, und warf ihr vor, das ihr jüngstes, etwa halbjähriges, Kind die Frucht ihren, gegen ihn verübten, Untreue sey. Der älteste Sohn, ein Knabe von neun Jahren, war bey dem Zanke gegenwärtig. Am folgenden Tage, wo beyde Aeltern außerhalb des Hauses waren, und den neunjährigen Knaben zur Wartung des Kindes allein zurückgelassen hatten, nimmt dieser ein geladenes Pistol aus der Schublade, worin der Vater es verwahrt hielt, und schießt das Kind, welches der Vater einen Bastard gescholten hatte, durch den Kopf.

Es ist merkwürdig, daß die Mordszenen sich immer nur Nachmittags und Abends ereignen; und man hat fast kein Beyspiel, daß des Morgens Messerstechereyen vorgefallen wären. Auch sind sie während der heissen Sommermonate häufiger, als im Winter, und an Sonn- und Festtagen häufiger, als an Werktagen. Wenn eine solche Szene vorgeht, so flüchtet alles von der Straße; man verschließt die Thüre, und ist einer verwundet, oder getödtet, so ist es dem Mörder leicht sich in Sicherheit zu setzen. Er entspringt mit dem blutigen Messer, und ehe eine Patrouille herbey eilt, hat er längst einen Schlupfwinkel gefunden. Der Gestochene bleibt indessen, in seinem Blute, auf der Straße liegen. Ein Haufe Volks sammelt sich um ihn, aber niemand leistet ihm Hülfe, ehe er nicht vorher einem Priester gebeichtet hat. Ueberlebt er dieses, so wird er in ein, zur Heilung der Verwundeten bestimmtes, Spital gebracht. Stirbt er aber auf der Stelle, so stellt man ein brennendes Licht und einen Hut zu seinen Füßen, in welchen die Umstehenden Münze zu Seelmessen für den Ermordeten werfen, bis endlich eine Brüderschaft ihn zur Beerdigung ab-

holt. Wenn der Mörder irgend einen Prinzen, Kardinal, oder was dasselbe ist, den Günstling eines dieser Großen zum Protektor hat, so findet er in dem Pallaste desselben einen sichern Schutzort, bis er sich mit den Verwandten des Ermordeten abgefunden hat, die sich gewöhnlich mit einer Summe Geldes befriedigen lassen. Nach einiger Zeit erscheint der Thäter wieder öffentlich, ohne daß die Polizey Notiz von ihm nimmt, nach der löblichen Maxime: wo kein Kläger ist, da ist auch kein Richter. Man hat Beyspiele, daß Prinzen, und selbst Kardinäle, ein eigener Person einem Mörder, den sie ihres besonderen Schutzes würdigten, in ihrer Kutsche aus dem Thore geführt haben, damit er sich auf eines ihrer Landgüter flüchten konnte, wo ihn dann niemand antasten darf. Die Familie Albani hat sich immer durch Protekzion solcher Bösewichter ausgezeichnet. Ehemals waren eine Menge Kirchen sichere Freystätten für Mörder. Diese Barbarey ist zwar, seit der Revoluzion, abgeschaft; aber die Palläste der Prinzen, der Kardinäle und Gesandten sind es noch jetzt; und diese schützen einen Verbrecher oft bloß, um ihr

Recht anszuüben. Besonders sind der spanische Platz und die Höhe von Trinita de' Monti, welche unter der Gerichtsbarkeit des spanischen Gesandten stehen, ein solches Asyl, wo Mörder und Betrüger, ohne Erlaubniß derselben, nicht angetastet werden können.

Ehemals war das Morden mit Messern so häufig in Rom, daß man im Durchschnitt einen Erstochenen auf den Tag, und im ganzen Staate tausend auf das Jahr rechnete; und man schätzt die Anzahl der, während der Regierung Papsts Pius des Sechsten, im römischen Staate Ermordeten, über zwanzig Tausend! Bis zur Revoluzion geschahen oft drey, bis vier Morde an einem Tage; ja einst belief sich die Zahl der, an einem Sonntage, Erstochenen auf acht. Bey dem Aufruhre, welcher in den ersten Wochen der Revoluzion in Trastevere ausbrach, wurden eine Menge Franzosen, die sich in den Weinhäusern vereinzelt hatten, erstochen und in die Kloaken geworfen. Bey der, des folgenden Tages gehaltenen, Musterung vermißte man hundert und dreyßig derselben. Von dieser Zeit an war das

Messerziehen und selbst das Messertragen mit äußerster Strenge verboten. Jeder, bey dem man ein solches Mordgewehr fand, wurde ohne Gnade erschossen, und anfangs büßten mehrere ihren Ungehorsam gegen das Gesetz mit dem Leben. Diese Strenge bewirkte, daß der größte Theil des Volks die Messer ablegte, und daß während Jahr und Tag in Rom keine Mordthat vorfiel. Hätte sie länger fortgedauert, so würde endlich jeder freywillig eine Waffe abgelegt haben, die er nicht mehr brauchen durfte. Indessen hat sie doch soviel gefruchtet, daß auch nach Wiederherstellung der päpstlichen Regierung das Messerstechen seltner ist, als ehemals, obwohl die jetzige Regierung wieder nach den alten Grundsätzen verfährt. Vielleicht trägt auch das, seit'em herrschende, und noch immer zunehmende Elend, und die mehr als dreyfache Erhöhung des Preises der Lebensmittel zur Verminderung der Morde bey. Der gemeine Mann kann jetzt kaum so viel erringen, als nöthig ist, seinen Hunger zu stillen, und ihm bleibt nur selten etwas übrig, um an Sonn- und Festtagen in den Schenken zu zechen. Nur ist zu beklagen,

daß diese Theurung, indem sie das häufige Morden hindert, zugleich den Hungertod manches Armen bewirkt.

Statt des häufigen Mordens aber, gehen seit einigen Jahren andere, der öffentlichen Sicherheit nicht minder gefährliche Verbrechen, Diebstahl, nächtliche Einbrüche und Landstraßenraub, im Schwange. Auch vor der Republik waren oft die Landstraßen im Kirchenstaate unsicher, aber in Rom selbst waren Diebstahl und Einbruch verhältnißmäßig seltener, als in andern großen Städten, wo eine bessere Polizey als hier herrscht. Daß sie jetzt auch in Rom häufig sind, hat man den neapolitanischen Truppen zu danken. Diese bestanden größtentheils aus Kalabresen, die von Diebstahl und Raub zu leben gewohnt sind, und aus anderm, im ganzen Königreiche zusammengerafften, Diebesgesindel. Sie verübten während ihrer Einquartierung in Rom eine Menge nächtlicher Einbrüche, nicht nur in Butiken und Privathäusern, sondern auch in Kirchen, wobey gewöhnlich Römer ihre Gehülfen waren. Seit jener Zeit sind diese Verbrechen

sehr häufig, obgleich die Regierung mit größerer Strenge gegen Diebe, als gegen Mörder verfährt; wahrscheinlich, weil jene vornehmlich auf das Eigenthum des Wohlhabenden und des Vornehmen Jagd machen, statt daß Mordthaten nur unter gemeinen Leuten vorfallen. Der häufige Strassenraub, welcher das Reisen im Kirchenstaate jetzt unsicherer als je macht, ist eine natürliche Folge des gesetzlosen Zustandes, der Insurrektionen, und der Bewaffnung des Landvolkes, wodurch eine Menge derselben an dieser Lebensart Geschmack gewonnen hat. Die Zahl dieses Raubgesindels scheint sich nicht zu vermindern, obgleich immer eine Menge davon eingefangen, und jeden Monat ein Transport von zwanzig bis dreyßig derselben nach Civitavecchia auf die Galeeren gebracht wird. Seit Jahr und Tag ist kein Monat vergangen, wo nicht einer, oder mehrere der abgehenden und ankommenden Kouriere geplündert worden wäre; deßungeachtet hat die Regierung, bis jetzt, noch kein wirksames Mittel ergriffen, die Landstraßen zu säubern und wenigstens den Gang der Posten zu sichern, denen kaum noch jemand Geld anzuvertrauen wagt.

Reisende nehmen ihrer Sicherheit wegen gewöhnlich einige Dragoner bis an die Gränze zur Bedeckung mit.

So nachläßig Polizey und Justiz hier sind, Verbrechen zu verhüten und die Thäter zu bestrafen, so barbarisch sind doch manche ihrer Strafen, wenn die letztere einmahl zur Ausübung dieser Pflicht schreitet. Dann will man Exempel statuiren, die weder den Verbrecher, noch das Publikum bessern. Die geringste körperliche Strafe für ein Vergehen, ist die Corda, oder das Wippen an einem Schnellgalgen. Sie wird gewöhnlich denen zuerkannt, welche die öffentliche Ruhe und Ordnung auf Straßen und Plätzen stören, und für andere geringere Vergehen, welche durch besondere Edikte bestimmt sind. Der Schuldige wird an den, auf dem Rücken zusammengebundenen, Armen, vermittelst eines Seiles in die Höhe gezogen, so daß die ganze Last des, in der Luft schwebenden, Körpers von den Armen gehalten wird. Dann läßt der Sbirre, welcher die Henkerfunktion verrichtet, den Strick auf einmahl nach, so daß der daran Hängende, schnell bis

nahe an die Erde herabschießt, und hält ihn dann plötzlich auf, wodurch der Gewippte einen heftigen Ruck empfängt, welcher ihm, mit den empfindlichsten Schmerzen, die Arme aus dem Schultergelenke drehet. Diese Operazion wird zum zweyten und dritten Mahle wiederholt. Die Strafe der Corda ist eine wahre Tortur, die nicht nur mit dem Verbrechen, für welches sie zuerkannt wird, in keinem Verhältnisse steht, sondern auch den, der sie erleidet, auf zeitlebens zum Krüppel macht; weshalb sie auch längst von aufgeklärten Regierungen als zweckwidrig und unmenschlich abgeschaft ist. Das Grausame dieser Strafe wird nun zwar dadurch gemildert, daß sie nur selten mit aller Strenge gegeben wird, aber durch die Milderung entsteht zugleich der Nachtheil, daß sie wenig gefürchtet ist. Wird der Strafbare bloß an dem Seile in die Höhe gezogen, und wieder herabgelassen, ohne den Stoß zu empfangen, so ist die Strafe ohne alle Schmerzen, und nur ein Kinderspiel; wird sie hingegen der Strenge nach vollzogen, so ist der Bestrafte auf Lebenszeit zum Gebrauch seiner Arme unfähig gemacht. Da diese Strafe

für keine infamirende Verbrechen ertheilt wird, so führt sie auch keine Beschimpfung mit sich. Während der Republik wurden alle, in Rom befindlichen, Schnellgalgen niedergerissen und an ihre Stelle Freyheitsbäume gepflanzt, die das Volk mit lautem Jubel errichten half; aber die Früchte dieses ominösen Baumes wurden ihm so verbittert, daß es, nach dem Abzuge der Franzosen, froh war, statt des verderblichen Freyheitsbaumes seine Cordagalgen wieder aufgerichtet zu sehen. Es konnte hoffen, der Hand des Henkers zu entgehen, aber nicht der unersättlichen Raubsucht der französischen Kommissairs.

Eine infamirende Strafe ist das Herumführen des Verbrechers auf einem Esel durch die Hauptstraßen der Stadt. Sie wird Betrügern, Wucherern, Kupplern, Gotteslästerern ꝛc. die in die Hände der Gerechtigkeit fallen, zuerkannt. Zur Zeit der Neapolitaner, wo man die Patrioten scharf verfolgte, wurden die beyden Konsuln der römischen Republik, de Mattheis und Zaccaleoni, und der Prior des Dominikanerklosters in Piperno, Bouchon, auf diese

schimpfliche Art in Rom eingebracht, und durch den Korso in das Gefängniß geschleppt. Diebe und Straßenräuber werden gewöhnlich, ehe sie nach der Galeere abgehen, auf Eseln durch die Stadt geführt, und auf den entblößten Rücken gepeitscht. Wenn Besserung des Bestraften ein Zweck der Strafe seyn soll, so scheint diese Art zu strafen durch die, ihr anhängende, Infamie sehr zweckwidrig, da sie in dem Verbrecher, welcher in ihr die höchste Schande öffentlich erleidet, nothwendig den letzten Funken des Ehrgefühls und der Schaam erlöschen, und ihn dagegen mit Haß und Rache gegen die menschliche Gesellschaft, in der er sich als ein Geächteter betrachtet, erfüllen muß. Gewöhnlich setzen auch Verbrecher dieser Art, nach überstandener Galeerenstrafe, ihr altes Räuberleben fort, bis sie der Gerechtigkeit aufs neue in die Hände gerathen, und dann ihr Leben auf der Galeere, oder am Galgen endigen.

Die hier üblichen Todesstrafen sind: Hängen, Todtschlagen mit der Keule, und Zerstückung des Körpers. Wer durch mehrere Mordthaten und Räubereyen endlich die Langmuth der Ju-

stiz ermüdet, und so viel Unheil angerichtet hat, daß er ihr zur Todesstrafe reif scheint, wird gehangen, und wenn die Mordthat sich durch besondere Bosheit, oder Grausamkeit auszeichnete, so wird der Verbrecher mit einem Keulenschlage in die Schläfe getödtet. Dann werden Kopf, Arme und Beine vom Rumpfe getrennt, und an öffentlichen Orten, über den Thoren der Stadt, oder an der Landstraße, wo das Verbrechen geschehen ist, auf gut türkisch, zur Schau ausgehängt. Diese Hinrichtungen sind auch hier, wie leider alle öffentlichen Hinrichtungen in andern Ländern, ein Schauspiel und Fest für den Pöbel; und da es der hiesigen Regierung mehr darum zu thun ist, das Volk durch solche Schrekkensszenen im Zaume zu halten, als durch eine bessere Volkserziehung und durch eine immer wachsame Polizey die Begehung der Verbrechen zu verhüten, so werden dergleichen Exekuzionen gewöhnlich kurz vor eintretenden Festen gehalten. Besonders wird das Karneval immer mit einer Hängeszene eröffnet, und während das Volk sich im Korso erlustigt, ist der Schnellgalgen mit der Korde bespannt, und die Sbirren sind, ne-

ben demselben, in ståter Bereitschaft, ihr Amt zu verwalten. Der Galgen zum Hången, wird jedesmal am Abend der Exekuzion errichtet; wenn der Delinquent ein geborner Römer ist, vor der Engelsbrücke; ausserdem auf dem Platze del Popolo neben dem Obelisk. Zur Zeit der Neapolitaner war am erstgenannten Orte der Galgen eine Zeitlang permanent; doch wurden nur wenige gehångt.

Bey diesen Hinrichtungen spielt die Religion eine wichtige Rolle. In der Mitternachtsstunde, vor dem Sterbetage, wird dem Delinquenten das Todesurtheil, in einem schwarz ausgeschlagenen Zimmer, worin der Thüre gegenüber ein Todtengerippe steht, feyerlich angekündigt. Von diesem Augenblicke an ist er in ståter Gesellschaft der Confortatori, die an seiner Bekehrung arbeiten. Diese Bekehrung besteht denn hauptsächlich in dem Bekenntnisse des Verbrechers, daß er an Christum und an die Madonna glaubt, und dafür von ihnen die Vergebung seiner Sünden und die Aufnahme ins Paradies hofft. Will der Delinquent sich nicht bekehren, wie zuweilen

der Fall ist, um durch diese Weigerung sein Leben noch um einige Stunden zu fristen, so wird die Hinrichtung, die gewöhnlich Vormittags um neun, oder zehn Uhr geschieht, aufgeschoben. Dieser Aufschub aber kann nur bis um drey und zwanzig Uhr eine Stunde vor Sonnenuntergang dauern. Beharrt er auch dann noch in seiner Verstockung, so wird er zum Richtplatze geführt, und die Seele, die nicht zu retten ist, wird dem Teufel überlassen. Gewöhnlich aber bekehrt er sich dann doch, wenn er sieht, daß alle Ausflüchte vergebens sind, im Angesichte des Galgens. Wenn ein Hinzurichtender mit seiner Bekehrung zögert, so verbreitet sich eine sichtbare Unruhe durch ganz Rom. Man ist in gespannter Erwartung, ob und wann der Sünder sich bekehren wird; er ist der Gegenstand des Gesprächs in Butiken und Kaffeehäusern, und der Bekannten, die einander auf der Straße begegnen. Je länger er zögert, je höher steigt die Ungeduld, bis endlich, nach glücklich erfolgter Bekehrung, die um das Heil seiner Seele bekümmerten Gemüther sich erleichtert, und beruhigt fühlen. Alles eilt nun froh zum Richt-

plaße,

platze, um den bekehrten Sünder selig sterben zu sehen. Am Tage vor einer Hinrichtung wird dieselbe, durch ausgehängte Tafeln an Kirchen und Straßenecken, bekannt gemacht, und das Volk wird ermahnt, für die Seele des Verbrechers zu beten. Vermummte Personen von einer eigens dazu gewidmeten Brüderschaft, in Pilgertracht gekleidet, sammeln indessen durch alle Straßen der Stadt Almosen, für den Hinzurichtenden in eine Büchse, die sie zu dem Zwecke gegen jeden Vorübergehenden schütteln. Das gesammelte Geld ist zur Disposizion des Delinquenten, so daß immer das, bey der letzten Hinrichtung eingesammelte, dem nächstfolgenden zu Theil wird. Er kann es seiner Familie vermachen, oder zu Seelmessen für sich bestimmen.

Wenn dem Delinquenten, auf seinem Zuge zum Galgen, ein Kardinal begegnet, und dieser von ihm um Gnade angeflehet wird: so kann der Kardinal ihm seine Bitte nicht versagen, und der Verbrecher ist in solchem Falle begnadigt. Dieß ereignet sich indessen höchst selten. Jedoch hat man einige Beyspiele, daß Kardi-

nâle, denen man einen, von ihnen begünstigten, Verbrecher nicht frey geben wollte, von diesem Begnadigungsrechte Gebrauch gemacht haben. Vor einigen Jahren hatte ein Jude hier einen andern seines Glaubens erstochen. Der Mörder wurde ergriffen, und zum Tode verdammt. Als jede andere Hoffnung sein Leben zu retten, für ihn verschwunden war, äußerte der Delinquent, der seine Leute kannte, das Verlangen ein Christ zu werden. Er entsagte seinem Glauben, und rettete dadurch sein Leben.

Erziehung.

Wenn man weiß, wie wenig, selbst in den Ländern, welche sich durch gute Polizeyanstalten und Gerechtigkeitspflege auszeichnen, bis jetzt noch, für die Erziehung geschieht, so kann man daraus ungefähr auf den Zustand schließen, worin hier das Erziehungswesen überhaupt sich befindet. Wie unvollkommen auch in den meisten andern Ländern die moralische Erziehung bestellt ist, so sorgt man doch wenigstens dafür, daß dem Staate brauchbare und nützliche Bürger erzogen

werden, indem man den Müßiggang des Volkes verhütet, und die Industrie befördert. Hier hingegen wird der Bürger eben so sehr vernachläßigt, als der Mensch. Hier ist es genug, wenn der Eingeborne nur das wird, was man einen guten Christen nennt, d. h. wenn er, von früher Jugend an, zu dem Mechanismus der äußern Religionsübungen abgerichtet wird, und ihn gedankenlos forttreibt. Dieß ist der Hauptzweck aller hiesigen Erziehungsanstalten, und aller andere Unterricht, der sonst noch ertheilt wird, ist demselben untergeordnet. Ob der Knabe und Jüngling etwas erlernen will, wodurch er sich dereinst, als Mann ernähren, wodurch er seinen Mitbürgern und dem Staate nützlich werden könnte, das scheint die Regierung wenig zu kümmern; und ob er ein rechtlicher Mensch, oder ein Bösewicht wird, überläßt man der Fügung der Umstände. Die Kinder wachsen im väterlichen Hause, eben so ohne Erziehung auf, wie früher ihre Aeltern aufgewachsen sind. Der geborne Römer hält es für erniedrigend, ein Handwerk zu treiben, dessen Ausübung Anstrengung und stäte Emsigkeit erfodert, wenn es seinen

Mann ernähren soll; er läßt daher auch seine Söhne nicht leicht ein solches erlernen. Entschließt er sich ein Gewerbe zu treiben, oder zwingt ihn die Noth dazu, so wählt er eines, dessen Ausübung leicht, und ein halber Müßiggang ist, und auch das lernt er nur nothdürftig und treibt es nachläßig; daher auch in keiner großen Stadt die Produkte der mechanischen Künste, die Holz-, Metall-, Lederarbeiten &c. so schlecht gemacht werden, wie in Rom. Findet sich ja in einer, oder der andern dieser Künste ein geschickter Arbeiter, so ist derselbe ein Ausländer, gewöhnlich ein Teutscher. Alle Bäkker, alle Lastträger, eine Menge Uhrmacher, Tischler, Schlößer, Schmidte, die Verfertiger der besten musikalischen Instrumente, die besten Schneider, Manufakturisten, Fabrikanten &c. sogar die meisten Kleinkrämer (artebianchi genannt), welche mit allerley kleinem Hausrathe, Mehlpasten, Oehl &c. handeln, sind Fremde, deren viele sich bloß so lange in Rom aufhalten, bis sie sich eine Summe Geldes erworben haben, und dann wieder in den Schooß ihrer Familie zurückkehren. Ein großer Theil der römi-

schen Jugend aus den untern Ständen, lernt das Friseur = und Barbierhandwerk, oder geht als Aufwärter in die zahlreichen Kaffeehäuser, Weinschenken und Garküchen, und sucht endlich, als Bedienter bey einer Herrschaft unterzukommen, weil dieser Stand die beste Gelegenheit darbietet, dem, von Jugend auf genährten, Hange zum Müßiggange und zum Faullenzen, Genüge zu leisten. Die Anzahl dieser bezahlten Müßiggänger, die fast alle geborne Römer, und ein sehr sittenloses Gesindel sind, beläuft sich auf mehrere Tausende. — In den letzten Jahren, wo so viele Familien, die von den Zinsen ihres, dem Staate geliehenen, Kapitals müßig zehrten, durch die Revoluzion, mit der Aufhebung der luoghi di monte, ihr ganzes Vermögen verlohren haben, und wo die Theurung dem Armen seine Subsistenz doppelt und dreyfach erschwert, haben viele, die sonst müßig gingen, sich endlich aus Noth zur Industrie bequemen müssen, aber zu einer Industrie, die das Uebel, statt ihm abzuhelfen, nur noch vermehrt. Jeder, den die Noth zur Industrie treibt, sucht jetzt mit dem Kleinhandel seinen Unterhalt zu erwerben;

dadurch ist die Menge der kleinen Krämer und Aufkäufer aller Arten von Lebensbedürfnissen so ungeheuer angewachsen, daß man fast in jedem Erdgeschoße eine Butike, und in jedem Gäßchen mehrere Fruchthöker findet, deren geringer Absatz kaum hinreicht, den Eigenthümer kümmerlich zu ernähren, wodurch die Theurung der Lebensmittel, auch bey reichlichem Vorrathe, immer fortdauert, da jetzt vielleicht zehntausend Menschen von einem Gewerbe leben, das ehemals nur tausend nothdürftig ernährte.

Ein anderer, nicht unbeträchtlicher, Theil der römischen Jugend, Söhne unbemittelter Bürger, die sich zu gut dünken, ein gemeines Handwerk zu treiben, oder zu dienen, widmet sich den zeichnenden Künsten der unteren Sphäre, welche theils dem Luxus, theils der Religion dienen, und zu ihrer Ausübung, neben mechanischer Geschicklichkeit, auch Geschmack und einen Grad von Erfindungsgeist fodern. Die Anzahl der hiesigen Steinarbeiter, Mosaikisten, Fächermaler, Kupferstecher für Heiligenbilder rc. ist ansehnlich. Rom ist fast die einzige Stadt, wo Arbeiten in

hartem Steine, und Mosaik, wegen der großen Menge antiker Vorbilder in den Ueberresten der alten Verzierungskunst, mit Geschmack gemacht werden, und der alte klassische Boden, bietet eine Menge der schönsten und seltensten Steinarten, orientalische Marmor- und Alabasterarten, ägyptische Granite, Porphyre, Serpentine ꝛc. dar, die sonst in Europa nirgends gefunden werden. Die Mosaikisten und Fächermaler geben ihren Arbeiten, durch die Ruinen antiker Monumente, oder durch Kopien berühmter neuerer Werke, einen Werth, der sie über die Galanteriewaaren anderer Länder erhebt, und ihnen ein eigenthümliches Interesse für das gebildete Ausland giebt. Eben so hat alle religiöse Waare für die Gläubigen einen höheren Werth, wenn sie aus Rom kommt. Für die Jugend hat die Beschäftigung mit diesen edleren Zweigen der mechanischen Kunst einen doppelten Reiz, theils durch sich selbst, theils auch des freyeren Lebens wegen, das sie dabey genießen. Selten erhebt sich diese Klasse von Leuten zu eigentlichem Künstlerverdienste, da sie, als unwissende Jungen ohne alle Bildung, und fast ohne Unterricht im Zeichnen

ihre Kunst ganz mechanisch lernen. Indessen ist doch diese Beschäftigung im Fortgange nicht ohne allen Nutzen für ihre Bildung, da sie unter dem Einflusse des Geschmackes steht, und durch ihn mit den höheren Zweigen der bildenden Kunst so nahe verwandt ist.

Jünglinge des Mittelstandes, deren Aeltern, ohne reich zu seyn, doch Vermögen genug besitzen, um ihren Söhnen eine gelehrte Erziehung geben zu lassen, machen in einem der hiesigen Kollegien den üblichen Schulkursus durch, und widmen sich dann, wenn sie sich nicht in die Blumenfelder der Dichtkunst verirren und Schöngeister werden, meistentheils der Jurisprudenz, welche hier für den Layen der einzige Weg ist, durch Wissenschaft zu Aemtern und Würden zu gelangen. Was sich dem geistlichen Stande weihet, treibt hauptsächlich Theologie. Das Studium der Arzneykunde wird hier, bis jetzt noch zu wenig geachtet, als daß sich ihm, wie häufig in Teutschland geschieht, die besten Köpfe und die bemitteltsten Jünglinge bürgerlichen Standes widmen sollten; darum ist auch dieß Fach der

Wissenschaft in Rom sehr schlecht bestellt. Chemie, Physik und Naturgeschichte finden bis jetzt nur wenige einzelne Liebhaber unter der studirenden Jugend, und die Phylosophie, oder was man hier so nennt, wird den Schulknaben schon frühe so verleidet, daß keiner sich leicht weiter in ihr versteigt, als der herkömmliche Schulkursus fodert. Es geht ihnen mit der Philosophie, wie dem großen Haufen der jungen Maler mit dem Raphael. Während diese in den Stanzen nach seinen Malereyen zeichnen müssen, ohne dieselben zu verstehen, werden sie dieser Meisterwerke so satt für immer, daß die meisten ihr ganzes Leben hindurch keinen Fuß mehr in die Stanzen setzen.

In wenigen großen Städten ist der Adel so ungebildet und unwissend, wie in Rom; auch läßt sich schwerlich eine schlechtere und vernachläßigtere Erziehung denken, als die ist, welche die adeliche Jugend hier erhält. Kaum hat der Principino die Kinderstube verlassen, so wird er der Führung eines Geistlichen übergeben, der entweder ein bigotter Ignorant, oder ein ge=

schmackloser Pedant, meistens ein Gemisch von beyden ist, und keine angelegentlichere Sorge hat, als die, recht frühe das Gehirn seines, gewöhnlich schon von Natur, imbecillen Eleven, mit mystischem Unsinne und leeren Formeln anzufüllen, und jeden Keim des gesunden Verstandes, noch vor der Entwickelung, zu ersticken. Die Religionsübungen nehmen auch hier den größten Theil des Unterrichtes ein. Ausserdem lernt der junge Herr etwa noch nothdürftig lesen und schreiben, ein wenig Latein, das er in der Folge wieder vergißt, und soviel von der römischen Geschichte, um zu wissen, daß Brutus, Scipio, Cato, Cäsar ꝛc. seine Vorfahren gewesen sind. Die franz. Sprache, welche in ganz Europa die Modesprache der feinen Welt und der Höfe ist, lernen nur sehr wenige, und auch diese wenigen nie so fertig, um sie auch nur erträglich zu sprechen. Auch jetzt noch, nach dem langen Aufenthalte der Franzosen in dieser Stadt, ist ein Römer, der so viel Französisch spräche, um eine Unterhaltung in dieser Sprache zu führen, eine Seltenheit. Eben so wenig wird der junge Nobile in den Leibesübungen unterwiesen, welche in andern Ländern zur Erziehung eines

jungen Kavaliers gehören. Er lernt gewöhnlich weder Fechten, noch Tanzen, noch schulmäßig Reiten, oder er lernt diese Künste eben so schlecht, wie der gemeine Römer sein Handwerk.

Bey einer solchen Erziehung ist es kein Wunder, daß Schlaffheit und dicke Ignoranz ein so allgemeiner Charakterzug des römischen Adels sind, daß sich kaum einige Ausnahmen finden lassen. Diese Grundbestandtheile sind bloß in den verschiedenen Subjekten verschiedentlich modifizirt. In andern sind sie mit dummer Bigotterie, in andern mit roher, grober Sinnlichkeit, in andern mit stupider Unempfindlichkeit gepaart; in andern sind alle diese Ingredienzen gemischt. Diese Charakteristik gilt vornehmlich von der männlichen Hälfte der römischen Nobiltà. Bey den Damen blicken diese Züge zwar auch überall hervor, aber gemildert durch den natürlichen Reiz, durch die größere Bildungsfähigkeit und geistvolle Lebhaftigkeit dieses Geschlechts; auch ist bey ihnen der Mangel an Erziehung weniger auffallend, weil kein Pedant ihren Verstand verschroben hat. Die Korrupzion der Sit-

ten aber ist, in beyden Geschlechtern dieses Standes, gleich allgemein.

Die hiesigen Schulanstalten sind theils privat, theils öffentlich. Hauslehrer zu halten, ist hier wenig üblich; nur wenige der ersten Häuser bedienen sich derselben. Alle übrigen thun ihre Söhne entweder in Kollegien, oder senden sie zu einem Meister in die Schule, und die Töchter der Vornehmen werden meistens in Nonnenklöster und Konservatorien gesandt, wo sie gewöhnlich bis zu ihrer Verheyrathung bleiben, und über ihre künftige Bestimmung eben so wenig, als von den Verhältnissen der Welt, in der sie leben sollen, erfahren.

Die untersten Schulen, für kleine Kinder beyderley Geschlechts, von einem Jahre an, bis zu fünf und sechs Jahren, werden von Frauen gehalten, und es giebt deren oft mehrere in einer Straße. Alle Mütter geringen Standes und der Mittelklasse, welche nicht Zeit, oder Lust haben, ihre Kinder selbst zu hüten, schicken dieselben, den Tag über, in diese Schulen. Die

kleinsten lernen hier zuerst bloß still sitzen, und werden gewöhnlich, um diesen Zweck desto leichter zu erreichen, Vor- und Nachmittags auf einem Stuhle festgebunden. Die größeren, von drey Jahren und drüber, lernen die Anfangsgründe des Lesens und Schreibens, und die vom weiblichen Geschlechte, Nähen und Stricken, wobey gewöhnlich Gebete gemurmelt und Lytaneyen, oder andere geistliche Lieder gesungen werden. Jede Frau, welche dazu Lust hat, kann eine solche Schule eröffnen, ohne deshalb einer besondern Erlaubniß von der Regierung zu bedürfen.

Andere Frauenschulen für kleine Mädchen, von sechs bis sieben Jahren, und drüber, sind jesuitischer Stiftung, und stehen unter Aufsicht der Regierung, welche ihnen auch einen geringen Gehalt und freye Wohnung giebt, wofür sie arme Kinder unentgeltlich unterrichten müssen. Die Frauen, welche diesen Schulen vorstehen, werden maestre pie genannt; sie führen ein eingezogenes, fast klösterliches Leben, und gehen auch beynahe wie Nonnen gekleidet. Der Un-

terricht in diesen Schulen, besteht in Beten und Singen, Lesen, Schreiben, Rechnen und weiblichen Handarbeiten. Bürger, mittleren und geringeren Standes, schicken ihre Töchter in dieselben, und außerdem nehmen diese maestre pie auch junge Mädchen in Pension.

Die unteren Schulen für Knaben, sind gleichfalls Freyschulen für arme Kinder; die Lehrer empfangen von der Regierung Gehalt und freye Wohnung. Kinder nicht armer Aeltern, bezahlen den Unterricht, und auch diese Schulen sind zugleich Pensionsanstalten. Die Knaben werden hier im Lesen, Schreiben und Rechnen, und für besondere Bezahlung auch in den Anfangsgründen der lateinischen Sprache unterwiesen. Singen und Beten ist auch hier die Hauptsache, und ganze Stunden werden täglich mit sinnlosem Geplärre verschwendet. Die Vorsteher dieser Schulen nennen sich ignorantelli, wahrscheinlich aus Bescheidenheit; denn sie sind meistens ignorantoni.

Einen höheren Rang unter den Freyschulen, haben die scuole pie, deren Lehrer sich scolopj,

oder padri delle scuole pie nennen, und mit den in Teutschland sogenannten Piaristen einerley sind. Die Knaben werden von ihnen im Lesen, Schreiben, Rechnen und ausserdem noch im Latein, in der Rhetorik, Logik und Theologie unterrichtet. Diese Anstalt zeichnet sich, vor den übrigen, durch aufgeklärte und geschickte Schulmänner aus, und vor der Revoluzion hatten die scolopj im Kollegio Nazareno eine der besten Pensionsanstalten in Rom. Dieses Kollegium besitzt überdieß ein, zwar kleines, aber wohlgeordnetes, Naturalienkabinet, das einzige seiner Art in Rom, dem der Pater Petrini vorstand, der auch durch naturhistorische Schriften bekannt ist. Die Zöglinge dieses Instituts hatten also auch den wichtigen, und hier seltenen, Vortheil, in der Naturgeschichte unterrichtet zu werden. Durch die Revoluzion hat dieses Institut alle auswärtigen Zöglinge und seine besten Lehrer verlohren, welche sich für die republikanische Verfassung erklärt hatten, und nachher mit den Franzosen auswanderten, um der Rache der Gegenparthey zu entgehen, welche die republikanisch gesinneten Geistlichen am härtesten traf.

Ausserdem giebt es hier noch eine Menge Schulen in Privathäusern, welchen größtentheils Weltgeistliche vorstehen, und zu deren Eröffnung es einer besonderen Erlaubniß der Regierung bedarf, die jährlich erneuert werden muß. Diese Schulen sind besser und schlechter, je nach der Fähigkeit und dem Eifer des Lehrers. Sie dienen eigentlich, die Knaben zum Eintritt in das Kollegium romanum vorzubereiten, daher sich auch in ihnen der Unterricht nicht weiter, als auf die Grammatik erstreckt. Auch diese Schulen sind zugleich Pensionsanstalten.

Endlich existiren hier noch zwey Lehranstalten höherer Art, welche zugleich Gymnasium und Universität sind, und wo die studirende Jugend den ganzen wissenschaftlichen Kursus macht; nämlich das Kollegium romanum (das ehemalige Jesuiter-Kollegium und eines der größten Gebäude in Rom) und die Sapienza. Beyde sind in mehrere Klassen getheilt, und mit einer hinreichenden Menge Lehrer besetzt, welche in den verschiedenen Klassen Grammatik, Humaniora, Rhetorik, Griechisch, Logik, Methaphysik, Mathe-

thematik, Moral, Naturgeschichte, Geographie, Kirchen- und Profangeschichte, Hebräisch, Kanonik, Moraltheologie, scholastische Theologie, Dogmatik und Hermeneutik lehren. Im Kollegio, romano ist, seit der Wiedereröffnung dieser Anstalten, auch zuerst ein Katheder für Chemie und Naturwissenschaft errichtet worden, und zwar auf besondere Verwendung des französischen Ministers Cacault, um auf diese Weise den Abate Scarpellini, einen geschickten Physiker und Astronomen, welcher während der Republik römischer Tribun gewesen war, und des geleisteten Eides wegen, seine Lehrstelle bey der Sapienza verloren hatte, zu entschädigen.

Ausser den, bey diesen beyden Universitäten angestellten, Lehrern, sind für jede Klasse noch Supplementarii vorhanden, und zwey Präfekte führen die Inspekzion über jede Anstalt. Der eine, il prefetto degli studi genannt, wacht über die Ordnung der Studien in sämmtlichen Klassen; der andere, il prefetto del cortile, führt die Aufsicht über die sittliche Aufführung der Lehrer und Schüler. In den untern

Klassen wird täglich fünf Stunden gelehrt. Die Menge der Vakanzen, welche nicht nur diese oberen Lehranstalten, sondern auch die übrigen Schulen, die unter Aufsicht der Regierung stehen, beobachten müssen, ist so groß, daß die Tage des Unterrichts im Laufe des Jahres nicht drey Mònate betragen. Die Schulen sowohl, als die unteren Klassen der beyden Gymnasien, sind alle Sonn- Fest- und halbe Festtage, jeden Donnerstag und den ganzen Oktobermonat hindurch geschlossen. In den höheren Klassen der beyden Universitäten, wo täglich nur eine Stunde Unterricht ertheilt wird, dauern die großen Ferien vom Ende des Julius, bis zum Anfange des Novembers.

Die große, in ihrer Art einzige Erziehungsanstalt für Missionarien, zur Verbreitung des katholischen Glaubens, das Kollegium de propaganda fide, in welchem eine Anzahl von Jünglingen aus andern Welttheilen, in ihren eigenen Sprachen, in der katholischen Religion unterrichtet wurden, um dereinst in ihrem Vaterlande das Evangelium zu predigen, welches eine Druckerey in vierzig

verschiedenen Alphabeten, eine zahlreiche Bibliothek, und große Fonds besaß, ist, so wie die übrigen hier befindlichen Kollegien und Seminarien aller katholischen Länder, für ihre, dem geistlichen Stande gewidmete, Jugend, seit der Revoluzion eingegangen.

In allen diesen verschiedenen Lehranstalten, nimmt das Studium der Sprachen und der Religionsunterricht den größten Theil der Zeit weg, und die pedantische Methode macht der Jugend das Fortschreiten doppelt beschwerlich. Von den Wissenschaften sind vielleicht Mathematik und Physik die einzigen, welche hier gründlich, unverfälscht und nach der besten Einsicht gelehrt werden dürfen, weil das Studium derselben keinen Einfluß auf wahre, vernünftige Aufklärung hat, also auch dem Pfaffenthume nicht furchtbar ist. Uebrigens wird die Scheidewand zwischen den göttlichen und menschlichen Wissenschaften, zwischen dem, worüber man denken, und worüber man nicht denken darf, den Knaben so frühe und so tief in die Seele geprägt, und alle übrigen Studien, die dem herrschenden,

Systeme gefährlich werden, und die Vernunft zum freyen Denken leiten könnten, sind so künstlich zugestutzt, daß es hier eben so leicht ist, zugleich ein orthodoxer Katholik und ein großer Philosoph zu seyn, als aus Schwarz und Weiß Grau zu machen.

Die schlechte Erziehung, welche hier durch alle Stände herrscht, ist die Quelle aller Laster, die den Charakter dieses, von der Natur mit jeder Anlage zum Guten so reichlich ausgerüsteten, Volkes entstellen, und die Wurzel aller der Uebel, welche dieses Land, das unter einer wohleingerichteten Verfassung ein irdisches Paradies seyn könnte, zum ärmsten und elendsten aller Länder in Europa gemacht haben, vor dessen Eingange, wie Moriz sagt, ein Engel mit dem feurigen Schwerde der irdischen Glückseligkeit den Eintritt verwehrt. Dieser Engel ist der Dämon des Pfaffenthums. Der Adeliche und Reiche weiß, aus Mangel an Bildung, die Glücksgüter nicht zu geniessen, die er besitzt. Sein Sinn ist stumpf für die Schönheiten der Natur und der Kunst. Er ist, nach der Mischung seines

Temperaments, entweder ein Libertin, oder ein Betbruder, oder lebt in seinem Gehäuse ein unempfindliches Austernleben. Auch bey denjenigen Römern, die nicht ohne Erziehung und Bildung sind, bewirkt der Hang zum Müßiggange, welcher durch die vielen Feyertage von Jugend auf genährt wird, eine solche Arbeitscheu, daß der natürliche Trieb der Wißbegierde, der sonst durch eine wissenschaftliche Bildung mächtig gereizt wird, viel zu schwach ist, jenen Hang zu besiegen. Darum sind gewöhnlich auch die Römer, welche eine gelehrte Bildung erhalten haben, in allen Dingen, die nicht in der Schule gelehrt werden, besonders in dem, was andere Länder, Sprache, Kultur und Sitten anderer Nazionen betrifft, äusserst unwissend. In den niedern Volksklassen endlich, wo die Jugend ohne alle Erziehung, bloß durch die schlechten Beyspiele verdorbener Sitten aufwächst, herrscht die rohe Leidenschaft mit zügelloser Freyheit, und steigt bey jeder Veranlassung leicht bis zu einer Wuth, die keine andere Schranken kennt, als die Schranken ihrer eigenen Stärke.

Eines der herrschendsten und verderblichsten Laster des römischen Volks, ist die Spielsucht. Es ist natürlich, daß ein, so zum Müßiggange gewöhntes, arbeitscheues, folglich armes und dabey durch Religion und Unwissenheit abergläubisches, Volk die Güter, die es sich durch Arbeit und Fleiß sicher, aber mühsam, erwerben könnte, lieber als Geschenk vom Glücke erwartet. Das römische Volk, das, bey seinem Hange zur Trägheit, in sich selbst Hülfsquellen zur Verbesserung seines armseligen Zustandes zu suchen, weder Muth noch Lust hat, ist diesem Wahne um so leidenschaftlicher ergeben, da es glaubt, daß man durch Gebete und Gelübde an die Madonna und durch kabbalistische Künste, das Glück nach seinen Wünschen lenken könne. Eine Menge Betrüger ernähren sich von solchen kabbalistischen Gaukeleyen, und der größte Theil der Personen, vornehmlich weiblichen Geschlechts, welche man täglich, besonders häufig aber an Tagen vor der Ziehung, in Kirchen und offenen Kapellen vor der Madonna betend findet, bitten um eine Terne, oder Quaterne. Die römische Regierung, welcher, wie vielen andern Regierungen, die sich

besser, als sie zu seyn dünken, mehr an der Vergrößerung ihrer Einkünfte, als an der Sittlichkeit und Wohlfahrt des Volks gelegen ist, weiß diesen verderblichen Hang trefflich zu benutzen. In allen Straßen sind Lottobutiken, welche die Regierung für ansehnliche Summen verpachtet, die nicht bloß für Rom, sondern auch für die Lottospiele in Neapel, Florenz, Livorno, Pisa, Arezzo ꝛc. sammeln, in welchen der Arme, von eitler Hoffnung bethört, seinen letzten Bajocco opfert, während Weib und Kind zu Hause ohne Nahrung schmachten. Nie sind diese Butiken leer von Menschen, da der Einsatz so niedrig ist, daß auch der ärmste seine Spielsucht befriedigen kann. Am Tage der Ziehung scheint ein böser Dämon über die Römer zu walten. Der Geschäftsmann vergißt seine Geschäfte, der Bediente richtet die Befehle seines Herrn verkehrt aus; alles schwebt zwischen Furcht und Hoffnung, im Taumel ängstlicher Erwartung. Vor der nahenden Stunde der Entscheidung, vergißt der Arme sein gegenwärtiges Elend; und wenn endlich die Ziehung seine Hoffnung für

dießmal vernichtet, so wächst das Vertrauen auf die künftige nur stärker.

Das Kartenspiel macht hier eine Hauptbeschäftigung des müßigen Pöbels aus. Vom frühen Morgen bis zum Abend, sieht man Gruppen von Erwachsenen und Buben, von Müßiggängern und Bettlern auf den Straßen, und in den Kneipen, und unter den Säulenhallen, oder auf den Treppen der Kirchen und Palläste mit dem leidigen Kartenspiele beschäftigt, ohne daß die Polizey im geringsten davon Notiz nimmt. Auch sogar die gemeinen Weiber sieht man häufig vor ihren Thüren sitzen, und Karten spielen. Dasselbe Schauspiel bieten die Vorsäle in den Pallästen des Adels dar, wo die müßigen Bedienten tagelang mit diesem Spiele zubringen. Ein anderes, hier beliebtes, Volksspiel, ist das Kugelspiel, boccia genannt. Man sieht täglich auf Straßen und Plätzen, eine Menge müßigen Pöbels damit beschäftigt, und die Spielenden sind gewöhnlich von einem zahlreichen Kreise anderer Müßiggänger umgeben, die als Zuschauer daran Theil nehmen. Häufig werden diese Spiele

Veranlassungen zu Streit und Zank, der dann oft mit einer Messerstecherey endigt.

Auch die hiesige Regierung macht sich der Inkonsequenz schuldig, von einer Seite das Glücksspiel zu befördern und zu sankzioniren, und wiederum da, wo sie nicht von der Parthie seyn kann, es durch Strafedikte zu verbieten. Von Zeit zu Zeit erscheinen hier scharfe Verordnungen gegen die Hazardspiele, obgleich unstreitig weit mehr Familien sich durch das Lotto, als durch andere Hazardspiele zu Grunde richten. Diese Verbote werden aber wenig geachtet, da jedermann weiß, wie nachläßig die Regierung über die Befolgung der, von ihr gegebenen, Verordnungen wacht. Der gegenwärtige Gouverneur von Rom, hat bey mehr als einer Gelegenheit den Willen gezeigt, auf die Befolgung der Gesetze zu halten, aber er wird oft, durch mächtige Einflüsse, denen er nicht zu widerstehen wagt, daran gehindert. So begab es sich vor einiger Zeit, daß in einer Spielgesellschaft, die man Nachts in einem Privathause überfiel und aufhob, auch der beliebteste Damen-

friseur arretirt wurde. Seine Verhaftung setzte am folgenden Morgen alle jungen Prinzessinnen, Marchesinnen und Duchessen in Bewegung. Der Gouverneur wurde von allen Seiten mit Bitten bestürmt; aber umsonst. Die im Gesetze bestimmte Strafe sollte vollzogen werden: entweder fünfhundert Piaster, oder fünfjähriges Gefängniß auf der Galeere. Die Damen waren in Verzweiflung. Fünfhundert Piaster waren ein theures Lösegeld. Indessen waren in wenigen Tagen gegen zweyhundert Piaster, aus den Spielkassen der schönen Damen zusammen geschossen; als eine derselben, von ihrem guten Genius berathen, Mittel fand, den Kardinal Ruffo, der jetzt eine wichtige Rolle im heiligen Kollegio der Kardinäle spielt, für die Sache des verhafteten Haarkräuselers lebhaft zu interessiren. Auf sein Verlangen wurde der Unentbehrliche losgelassen. Zugleich aber gab der gekränkte Gouverneur auch alle übrigen, des Spieles wegen verhafteten, Personen frey. Einen solchen Ausgang nimmt hier gewöhnlich die Sache eines Schuldigen, wenn er einen mächtigen Beschützer hat.

Mode.

Die Mode herrscht in Rom weniger despotisch, als in anderen großen Städten, und ist hier bloß nachahmend, nicht erfindend. Der Wechsel der Mode würde das Heilige zerstören, welches nur durch Unveränderlichkeit sein Ansehen behaupten kann; daher hat sie zu dem Sanktuarium der Religion wenigen Zugang, und auch der römische Hof behält so lange, als möglich, seine alten Formen bey; oder, wenn ja eine Veränderung, durch die Macht der Zeiten und der Umstände, nöthig gemacht wird, so werden diese Neuerungen wieder dauernde Gebräuche; und durch seine Gebräuche beherrscht das neue Rom einen größeren Theil der Erde dauerhafter, als das alte durch die Gewalt der Waffen. Indessen darf man nur die Reihe der Päpste, welche in der St. Paulskirche rings umher auf die Mauer gemalt sind, und mehrere historische Gemälde aus den vorigen Jahrhunderten betrachten, um sich zu überzeugen, daß die Mode ihre Allgewalt auch über die Oberhäupter und Fürsten der Kirche behauptet. Unter jenen, zeichnet

sich der galante Pius Sextus zuerst, durch ein frisirtes und gepudertes Haar aus. Die ehemaligen platten Schirmhüte der Kardinäle mit langen Troddeln, die man jetzt nur noch auf ihren Wappenschilden abgebildet sieht, haben sich in dreyeckige Hüte, und zierliche rothe Käppchen verwandelt, und so hat auch der heilige Apparat der Altäre, sich allmählich seiner schweren gothischen Formen entledigt. Aber solche Veränderungen geschehen langsam und unmerklich, wie das Fortrücken des Zeigers an der Uhr, und werden erst nach Generazionen sichtbar. Die monstreusen Karossen, worin sonst der römische Hof, mit geschmackloser Gravität, feyerlich einherzog, hatten vor wenigen Jahren noch ganz die Form, welche sie im sechzehnten, und siebzehnten Jahrhunderte hatten, wo die Ausschweifung in reichen Verzierungen den höchsten Grad erreichte, und sie würde sich noch lange erhalten haben, wenn nicht die alles zerstörende Revoluzion auch diese grotesken Maschinen vernichtet hätte, deren Trümmer mit den meisten anderen Meublen des Vatikans, sich in den Trödelmagazinen der Judenstadt verloren haben. Gegenwärtig sind die

Fürsten der Klerisey genöthigt, sich zu ihren pomphaften Aufzügen gewöhnlicher Kutschen zu bedienen; diese sehen daher auch nicht mehr so ehrwürdig-lächerlich aus, wie vorher. Der fromme Prinz Colonna, welcher zu dem Armament des vorigen Papstes ein Regiment Infanterie, auf seine eigene Kosten, ausrüstete, schenkte dem jezzigen zu seinem Einzuge seine reichste, ganz mit Gold bedeckte Gallakutsche. Die Kardinäle mußten nehmen, was sich in den Remisen der Wagenverkäufer vorfand; daher sah man eine Zeitlang, bey den feyerlichen Aufzügen, die Kutschen verschiedener Kardinäle mit Amorinen und Grazien und andern erotischen Emblemen verziert.

Auch die Verehrung der Madonnenbilder, welche in der katholischen Religion die Hauptrolle spielt, entgeht dem Wechsel der Mode nicht. Zwar bleibt sie selbst stäts die Allverehrte; aber unter der zahllosen Menge ihrer Bildnisse, welche auf allen Straßen frey, oder in Kapellen aufgestellt sind, giebt es immer nur einige, die bey dem Volke in besonderem Kredit stehen; und dieses Ansehen wechselt, je nachdem ein, oder das

andere Bild sich, durch Erweisung besonderer Gnaden, oder durch Wunder, auszeichnet. Vor verschiedenen Jahren, warf ein gemeiner Kerl, der seinen letzten Heller in der Lotterie verspielt hatte, im Aerger mit einer faulen Melone nach einem Madonnenbilde, das in der Straße, die von der Engelsbrücke nach St. Peter führt, an der Ecke eines Nebengäßchens hieng. Er verfehlte aber das Bild, und traf nur die Wand. Diese Frevelthat, welche der Verbrecher mit zehnjähriger Galeerenstrafe büßen mußte, machte den Ruf und das Glück des Bildes. Die Madonna verherrlichte sich sichtbar durch ein Wunder. Der Fleck, welchen die zerplatzende faule Melone an der Wand zurückließ, stellte ein Madonnenbild, von einer Strahlenglorie umgeben, dar. Alle Gläubigen strömten hinzu, dieses wunderbare Bild anzubeten, das sich den Flehenden besonders gnädig erwies, welche ihrerseits wiederum so erkenntlich waren, daß die Madonna sich, nach einigen Jahren, von den ihr dargebrachten Gelübden da, wo einst der Durchgang eines schmuzigen Gäßchens war, eine prächtige Kapelle erbauen konnte, die mehrere tausend Piaster ge-

kostet hat. Einige Jahre hindurch war diese Kapelle vom Morgen, bis in die Nacht mit Betenden so angefüllt, daß ein Theil derselben auf der Straße knieen mußte. Das Bild war besonders denen gnädig, welche um Gewinn im Lotto baten; und die Andacht war so fanatisch, daß es nicht rathsam war, mit bedecktem Haupte vor dieser Kapelle vorbeyzugehen. Als kurz vor der Revoluzion mehrere Madonnen anfingen die Augen zu verdrehen, und diese kein neues Wunderzeichen von sich gab, gerieth ihr Ansehen allmählig in Verfall, und gegenwärtig steht ihre Kapelle eben so verlassen, wie viele andern, die so, wie sie, den Wechsel der Mode erfahren, und ein schnelles, aber vorübergehendes Glück gemacht haben. Die meisten Kapellen der Modanna sind auf diese Weise entstanden.

In der hiesigen Laienwelt herrscht zwar die Mode freyer und wandelbarer, als in den heiligen Gebräuchen; aber wegen des geringen Kommerz- und Reiseverkehrs dieser Stadt mit andern Hauptstädten, vornehmlich mit Paris und London, kommen die, dort erfundenen, Moden nur

zufällig, durch Reisende aus jenen Ländern hieher. Viele Moden, deren Dauer zu ephemerisch ist, gar nicht; und auch die übrigen nur spät, und nachdem sie in andern Ländern, durch neue Erfindungen der launenhaften Despotinn, schon längst wieder verdrängt, und vergessen sind. Die Modepuppen und Modejournale, welche sonst von den Priesterinnen der Mode wöchentlich, oder monatlich aus Paris, in die andern Hauptstädte Europens versandt wurden, haben sich nie nach Rom verirrt. Man wartet geduldig, bis lebendige Modepuppen die Alpen- und Appenninenwand überstiegen haben, um die Dekrete der Göttinn, die sie schon längst widerrufen hat, endlich auch hier zu publiziren. Man ist daher auch hier, in keinem der verschiedenen Gegenstände des bürgerlichen Lebens, worauf Mode und Geschmack Einfluß haben, weiter zurück, als in der Meublirung und Verzierung der Wohnungen. Es ist äußerst selten, in Rom ein geschmackvoll verziertes Wohnzimmer zu finden. Die meisten fürstlichen Palläste, sind noch mit dem Hausrathe der vergangenen Jahrhunderte meublirt. Die Ursache hievon ist nicht sowohl

Man-

Mangel an Mitteln, den zu einer geschmackvolleren Meublirung erforderlichen Aufwand zu bestreiten, als vielmehr Mangel an ästhetischer Bildung, und gänzliche Unbekanntschaft mit der Lebensweise, und den Erfindungen anderer Nazionen. Da der Römer weder reist, noch liest, und sich um das Ausland sehr wenig bekümmert: so fühlt er auch kein Bedürfniß, die Form der Gegenstände, an die er von Jugend auf gewöhnt ist, zu ändern und zu verschönern. Die Erfahrung lehrt, daß Erfindungsgeist und Geschmack, nur durch wechselseitigen Verkehr der Nazionen geweckt, und geübt werden, und daß sie schlummern, wenn ein solcher Verkehr entweder gar nicht statt findet, oder nur einseitig ist, wie hier. Wenige Ausnahmen abgerechnet, wo Ausländerinnen in hiesige Familien verheyrathet sind, und manches aus der häuslichen Lebensweise ihres Vaterlandes in ihre Wohnung verpflanzt haben, wie z. B. die Häuser Massimi und Altieri, sind die Römer, wie in manchen andern Kulturzweigen, auch in allem, was häusliche Einrichtung, Bequemlichkeit und geschmackvolle Verzierung der Wohnzimmer betrifft, um mehr,

als ein Jahrhundert hinter den Franzosen, Engländern und Teutschen zurück, und werden wohl noch lange in gleicher Entfernung zurückbleiben. Uebrigens kleidet und trägt sich das römische Frauenzimmer ziemlich geschmackvoll; die Männer hingegen verfallen gern in das Uebertriebene, wie es mit der Nachahmung gewöhnlich geht, wenn man sich das Fremde nicht mit eigenem Geschmacke zuzueignen weiß.

In andern Ländern ist auch die bildende Kunst ein Gegenstand der Mode. Es ist Mode, die Wände der Zimmer mit Kupferstichen, mit Arabesken, Vasenzeichnungen u. s. w. und die Bücher mit Vignetten zu verzieren. Es ist Mode, sein Portrait groß und klein malen zu lassen ꝛc. Hier in der Heimath der neueren Kunst, ist diese doch noch auf einen edleren Zweck gerichtet, und dient der Mode nur wenig. Dieser sind bloß einige untere Zweige, und auch diese nur der Fremden wegen, gewidmet. Der Römer tapezirt seine Wände nur dann mit Gemälden und Kupferstichen aus, wenn diese sich schon im Hause vorfinden, und es ist ihm ziem-

lich gleichgültig, was sie vorstellen, ob sie schwarz, oder bunt, alt, oder neu, gut, oder schlecht sind; denn er sucht keinen Genuß in ihnen, er will bloß die leeren Wände damit bedecken. Der gemeine Mann beklebt die Zimmer seiner Wände rings umher mit hundert Madonnen- und Heiligenbildern; und der Luxus der Bemitteltern in Bekleidung der Wände, begnügt sich mit schlechten Papiertapeten, die hier fabrizirt werden. Die Gallerien der fürstlichen Palläste sind ein Erbstück der Familie aus den Zeiten, wo Künste und Geschmack in Italien allgemein blühten. Der Eigenthümer besitzt sie, wie er seine reizenden Villen und Landhäuser besitzt, ohne sich an ihnen zu vergnügen; der Fremde nur freut sich ihres Genusses. Kein Großer kauft jetzt Werke neuerer Künstler, wenn nicht etwa ein Zimmer, oder ein Kasino auszumalen ist, und von den vielen trefflichen Produkten des Grabstichels mehrerer geschickter Kupferstecher wird man in keinem Pallaste etwas finden. Die hiesigen Künstler, einheimische sowohl, als fremde, arbeiten bloß für Fremde und die hiesigen Kupferstecher und Kupferstichhändler können bloß durch ihren

auswärtigen Absatz bestehen. Die, durch den teutschen Buchhandel, so beliebten Vignetten, welche eine beträchtliche Anzahl vaterländischer Kleinkünstler ernähren, sind hier eben so wenig Mode, und unter den vielen geschickten Kupferstechern, welche in Rom leben, möchte sich schwerlich einer finden, der mit dieser Miniaturarbeit erträglich umzugehen wüßte. In Rom werden, wenn man Gebet- und Erbauungsbücher ausnimmt, wenig Bücher gedruckt, und wenn zuweilen Prachtwerke mit Kupfern und Vignetten verziert werden, so sind diese kein müßiger Zierrath zur bloßen Ergötzung des Lesers, sondern dienen zur Erläuterung des Textes. Die Portraitmalerey, wie sie hier eigentlich Mode ist, liefert bloß schlechte Fabrikwaare, und wird kaum zur schönen Kunst gerechnet. Für sich, oder für seine Familie läßt sich nicht leicht ein römischer Großer malen. Hingegen ist es hier Sitte, daß jeder Große das Portrait des regierenden Papstes in seinem Pallaste aufhängt. Diesem Portrait ist eines der vorzüglichsten Zimmer gewidmet, wo es unter einem Thronhimmel hängt, und darunter steht ein Armstuhl statt eines Thro-

nes, aber verkehrt gestellt, damit sich niemand auf diese Stelle, die nur dem Papste geweihet ist, setzen könne. Jeder andere Einwohner, der die besondere Protekzion des Papstes, eines Kardinals, oder angesehenen Prälaten, oder auch eines auswärtigen regierenden Fürsten genießt, hängt das Portrait desselben in seiner Wohnung auf. Es giebt zu diesem Zwecke eigene Butiken, in welchen man die Portraits des Papstes, der Kardinäle, und vornehmsten Prälaten des römischen Hofes in mehreren Kopien zum Verkaufe vorräthig findet; und dieß ist denn die einzige Bestimmung, für welche dieser Zweig der Kunst, der in andern Ländern so manchen vortrefflichen Künstler, und die größten Stümper ernährt, in Rom blühet, und wodurch er mit der Wappenmalerey ungefähr in gleichem Range steht. Jeder Adeliche und Gesandte hat hier, nebst seinem eigenen Wappen, oder dem Wappen der Regierung, die er repräsentirt, auch das Wappenschild des regierenden Papstes über dem Thore seines Pallastes aufgehängt. Eben so hat auch jeder Bürgerliche, der der Protekzion des Papstes genießt, jeder Handwerker, der für denselben arbei-

tet, die Erlaubniß, das Wappen des heiligen Vaters über seiner Thüre, oder in seiner Butike aufzuhangen, womit zugleich der Vortheil vergesellschaftet ist, daß, ohne besondere Bevollmächtigung von der Regierung, kein Sbirre eine Wohnung betreten darf, welche mit einem solchen Wappen versehen ist. Auch die Kardinäle geben, mit ihrer Protekzion, die Erlaubniß, ihre Wappen auszuhängen; aber eine Freystätte gegen die Diener der Gerechtigkeit, können sie dadurch nicht mehr ertheilen. Von den übrigen Zweigen der Kunst, welche dem Luxus und der Mode dienen, werden wir weiter unten handeln.

Fremde, Ketzer, Juden, Freudenmädchen.

Man kann die Fremden, welche in Rom leben, überhaupt in Religiöse und Laien theilen. Die Anzahl beyder Klassen mag ungefähr gleich stark seyn, und beläuft sich auf mehrere Tausende, obgleich sie seit der Revoluzion, wo alle Fremden fortgeschickt wurden, sehr vermindert ist. Die Zahl der hier lebenden Fremden, aus andern

Provinzen Italiens, ist natürlich weit zahlreicher, als die der Oltramontaner. Wer zehn Jahre lang in Rom gewohnt hat, wird als ein Eingeborner betrachtet, und genießt mit demselben gleiche Rechte; vorausgesetzt, daß er ein katholischer Christ sey. Die Fremden aus den anderen Provinzen Italiens, welche sich für beständig, oder eine längere Zeit in Rom aufhalten, gehören größtentheils zur erwerbenden Klasse. So z. B. sind die sämmtlichen hiesigen fachini, oder Lastträger, theils Mailänder, theils Piemontesen, theils Neapolitaner, welche letzteren hier regnicoli genannt werden. Sie machen eben soviele besonderen Landsmannschaften aus, und jede hat ihren eigenen Standort. Die meisten dieser Leute haben Weib und Kinder in ihrer Heimath, und kommen nach Rom, um Geld zu erwerben. Sie leben frugal und kehren, wenn sie ein kleines Kapital erworben haben, in ihre Heimath zurück. Eine Menge anderer, die Handwerke treiben, lassen sich hier für immer nieder, und finden, da sie gewöhnlich besser arbeiten und fleißiger sind, als die faulen Römer, ihr bequemes Auskommen in Rom.

Die hier lebenden Oltramontaner, sind theils Handwerker, theils Künstler und Gelehrte, theils reiche Fremde, die als Reisende nach Rom kamen, und von den eigenthümlichen Annehmlichkeiten dieser Stadt angezogen, sich zu einem längeren Aufenthalte entschließen. Man findet hier einen Zusammenfluß von Fremden aus allen Ländern Europens: Teutsche, Franzosen, Engländer, Spanier, Portugiesen, Holländer, Dänen, Schweden, Russen und Griechen. Die von der erwerbenden Klasse, sind meistens Teutsche. Fast alle Bäcker und Bäckerknechte in Rom und den umliegenden Landstädten, sind Tyroler, Baiern, Schwaben oder Oestreicher. Die Schweizer der päpstlichen Garde, machen hier gleichsam eine Nazion für sich aus. Sie haben meistens Frauen aus ihrem Vaterlande, und ihre Kinder heyrathen sich unter einander. Diese Wächter der Zionsburg sind lauter baumstarke, gewaltige Männer, aber auch zugleich die plumpsten, rohesten, klotzigsten Geschöpfe, die man sich denken kann. Plumpe Grobheit scheint der esprit de corps dieser Leibwache zu seyn; und es ist sonderbar, daß die Rohheit dieser Leute hier, so unange-

nehm auffällt, statt, daß man in der Schweiz, in dem gemeinen Schwyzer nur den einfachen, geraden, unverdorbenen Sohn der Natur zu sehen pflegt. Man hört hier eine Menge lächerlicher Anekdoten, von diesen, nach Rom verpflanzten, Aelplern erzählen, deren manche auch wohl eine Erfindung lustiger Köpfe seyn mögen; die aber alle, wahr oder falsch, das Gepräge gutmüthig plumper Naivetät, die überall anstößt, und alles buchstäblich nimmt, an sich tragen, und unsern Vademekumsjägern manchen Beytrag in ihre Karrikatursammlung liefern könnten. Auch die Uniform dieser Garde ist grotesk genug. Sie hat altteutschen Schnitt, und besteht aus einem Wamms, Pumphosen und Strümpfen, die aus rothen, schwarzen, gelben und blauen Tuchstreifen zusammengesetzt sind, und einer Harlekinsmaske nicht unähnlich sehen. Ein ungeheures Degengehenk von gelbem Leder, das einen kleinen winzigen Degen trägt, hängt queer über die rechte Schulter, bis ans linke Knie hinab. Ihre Waffe ist eine Hellepardе.

Unter den hier lebenden fremden Künstlern, ist jetzt die teutsche Landsmannschaft, die zahl-

reichste; doch beläuft sie sich kaum auf dreyßig. Vor der Revoluzion war sie gewöhnlich doppelt so stark. Von allen übrigen Nazionen sind gegenwärtig nur wenige einzelne hier. Man erwartet aber, besonders aus Frankreich, eine Menge junger Künstler.

Der Fremde genießt hier überhaupt eine gewisse Achtung, die jedoch, nach der Verschiedenheit der Nazionen, ihre Stufen hat, und in dem Grade geringer wird, je näher die Nazion, der der Fremde angehört, mit dem Römer verwandt ist. Der Teutsche wird, so wie der Nordeuropäer vom festen Lande überhaupt, seines soliden, ehrlichen Charakters, so wie der Engländer seines Geldes wegen, vor allen übrigen geschätzt. Die Begriffe, Engländer und reich sind hier unzertrennlich verbunden, und da Milordo leben, heißt auf einem großen Fuße leben. Der Franzose war ehedem weniger geachtet, weil dem gravitätischen, tiefempfindenden Römer sein leichtes, luftiges Wesen widersteht. Ueberhaupt findet eine gewisse, schwer zu tilgende, Antipathie zwischen Italienern und Franzosen statt, die vielleicht schon

in dem Schrecken, welches die alten Gallier einige Mahle über Rom brachten, ihren ersten Ursprung hat, und durch die häufigen Besuche der Franzosen in Italien, seit dem funfzehnten Jahrhundert, öfters neue Nahrung erhalten hat. Seit der Revoluzion hat der erneute Kriegsruhm dieser Nazion zwar auch hier derselben eine höhere Schätzung erworben; aber der Uebermuth und die unersättliche Habsucht ihrer Kommissaire und Generäle, hat eben nichts dazu beygetragen, sie zugleich beliebter zu machen. Die ehemalige Geringschätzung ist bey dem Volke in Mißtrauen, bey den Vornehmen und Priestern, in Haß umgewandelt. Der Spanier ist hier unter allen oltramontanischen Nazionen am wenigsten geachtet, wozu besonders seine Sprache mitzuwirken scheint, welche ihrer nahen Verwandschaft mit der Italienischen ungeachtet, und so wohl- und volltönend sie andern Nazionen in die Ohren klingt, doch dem Italiener widrig und lächerlich dünkt, ungefähr, wie es einem Teutschen ergeht, wenn er ein erhabenes Gedicht in holländischer Sprache liest. Aus den verschiedenen Provinzen Italiens aber, ist der nächste Grenznachbar, der

Neapolitaner, dem Römer ganz besonders zuwider. Er kann weder die Sprache, noch die Manieren desselben ausstehen; und der neuliche Besuch dieser tapfern Nachbaren in Rom, hat sie um nichts beliebter gemacht. In der That sind auch die Ungeschlachtheit des Neapolitaners, seine gaukelhaften Grimmassen und Gestikulazionen, und sein Dialekt dazu geeignet, ein lächerliches Licht auf ihn zu werfen; und, was schon dem Fremden auffallend ist, muß dem Eingebornen gar unleidlich seyn.

Der Römer steht in dem glücklichen Wahne, daß alle oltramontanischen Nazionen gegen ihn, mehr oder weniger Barbaren sind, und daß die Fremden in der Absicht nach Rom kommen, sich zu bilden, und ihre Rohheit abzuschleifen. So wird denn auch der Teutsche, dessen Bildung und Sprache der Römer nach den hiesigen teutschen Bäkkern und Schweizern beurtheilt, immer noch für einen Barbaren gehalten, wenig besser, wie Tazitus die alten Germanier schildert, und er steht noch immer in dem alten Rufe, ein gewaltiger Trinker zu seyn. Diese an uns ge-

rühmte Nazionaltugend, ist auch in dem italienischen Sprachschatze durch das Wort trincare, welches soviel als zechen, oder saufen bedeutet, verewigt.

Die günstige Meynung, die der Römer von der Ehrlichkeit des Fremden hegt, erhellet auch daraus, daß dieser hier weit leichter Kredit findet, als der Italiener. Es ist nichts seltenes, daß man hier einem Fremden, ohne seinen Namen oder Wohnort zu kennen, bloß weil er ein Fremder ist, eine Waare unentgeltlich verabfolgt, wenn die Umstände es fügen, daß er sie nicht auf der Stelle bezahlen kann. Und es ist hinreichend, nur von einem seiner hier lebenden Landsleute gekannt zu seyn, um, wenn man dessen bedarf, in einem Speise- oder Kaffeehause auf mehrere Monate Kredit zu finden. Der Römer setzt voraus, daß ein Fremder, der aus so weiter Ferne nach Rom kommt, Mittel zu leben hat, daß aber auch wohl der Fall eintreten kann, wo derselbe eine zeitlang ohne Geld ist, und er traut seiner Ehrlichkeit zu, daß er ihn richtig bezahlen wird. Der Fall

aber ist auch äusserst selten, daß ein Fremder dieß, in seine, Nazionalehrlichkeit gesetzte, Vertrauen hintergeht. Dem Italiener hingegen, selbst dem bekannten Römer wird nicht so leicht geborgt. Nach des Römers Begriffe von Ehrlichkeit, ist diese vielmehr die Frucht einer eingeschränkten, als einer kultivirten Denkart; er ist daher auch der Meynung, daß der romaneszirte Fremde, der ihm die Künste der Schlauheit abgelernt hat, weit ärger ist, als der geborne Italiener. Er hält die Ungeläufigkeit des Fremden in der Landessprache für Eingeschränktheit des Verstandes, und glaubt, daß er nur durch die Erlernung derselben, gescheid und verschlagen geworden ist. Die anerkannte Ehrlichkeit des Fremden, wird von dem Römer schlecht erwiedert. Er sucht denselben, bey jeder Gelegenheit, wo es thunlich ist, zu betrügen und zu übertheuern, so daß er sich nicht schämt, den vierfachen Preis einer Waare zu fodern. Man thut daher wohl, sich hier sobald, als möglich mit dem Preise der Waaren bekannt zu machen, um diesen Prellereyen so wenig, als möglich ausgesetzt zu seyn. Die Regel, daß der Fremde alles theurer bezahlen müsse, ist übrigens so all-

gemein, daß auch in der ganzen Gegend des spanischen Platzes, wo die meisten Fremden wohnen, alles theurer ist, als in den andern Gegenden der Stadt.

Da es dem Geiste des Pfaffenthums zuwider ist, andere christliche Sekten, welche von ihnen als Abtrünnige und Rebellen betrachtet werden, anzuerkennen, und den Kultus derselben neben sich zu dulden, so ist es nicht anders als konsequent, wenn den übrigen christlichen Sekten hier keine Ausübung ihres Kultus gestattet wird. Darum aber genießt der Ketzer, für seine Person, hier nicht weniger Duldung, als in den katholischen Ländern, wo die politische Toleranz den Protestanten Prediger und Bethäuser zu haben erlaubt. Man weiß hier, aus langer Erfahrung, daß die Fremden, besonders die hier lebenden Künstler englischer und teutscher Nazion, Ketzer sind; und der stäte Aufenthalt derselben in Rom, ihr gewöhnlich diskretes und friedliches Verhalten, vornehmlich aber der anerkannte Nuzzen, den der Römer von dem Aufenthalte der Fremden in seiner Stadt, zieht, haben selbst den

Pöbel, besonders in den Theilen der Stadt, die von Fremden bewohnt werden, gegen diese Kezzer so tolerant gemacht, daß hier niemand Gefahr läuft, der Verschiedenheit des Glaubens wegen, von ihm im mindesten beleidigt zu werden, wenn nicht der Fremde selbst, durch unvorsichtiges Betragen sich eine Beleidigung zuzieht. Die Klugheit erfodert es, daß der Protestant in katholischen Ländern den Gegenständen religiöser Verehrung die äußere Achtung bezeige, die das Volk dem ihm Heiligen erweist. Damit ist auch das römische Volk befriedigt; ja es erläßt dem Fremden noch einen Theil von dem, was ihm selbst die Pflicht auflegt. Wenn diese fodert, daß der Katholik vor der geweiheten Hostie, wie vor dem gegenwärtigen Gott, sich knieend niederwerfe, so kann der Fremde mit abgezogenem Hute vorübergehen. Auch kann hier der Fremde, während Messe gelesen wird, frey in den Kirchen umhergehen, und die vorhandenen Gemälde betrachten, während alles Volk um ihn her auf den Knieen liegt. Man ist dieß einmal von dem Fremden gewohnt, von dem man weiß, daß es nicht aus eitler Neugierde, sondern der

Kunst-

Kunstwerke wegen, die Kirchen besucht. Wie der Römer im Unwillen zuweilen, mit ziemlich derben Ausdrücken, seine Heiligen schilt, und die Madonna selbst nicht verschont, so macht er sich auch wohl, im Uebermuth seiner frohen Laune, über die Heiligen lustig, ohne daß ihm dieß übel ausgelegt würde, oder daß man darum zweifelte, ob er ein guter Christ sey. Im Munde eines Nichtkatholiken aber würden dergleichen freye Scherze sehr übel aufgenommen werden. Der Fremde thut also wohl, im Scherz und Ernst alle religiösen Gespräche zu vermeiden, wenn er nicht seinen Mann genau kennt.

Wenn ein Ketzer in Rom in eine schwere Krankheit fällt, die seinem Leben Gefahr drohet, so hält der Wirth des Hauses und der Arzt für Pflicht, einen Geistlichen rufen zu lassen, um, wo möglich, den Sterbenden vor seinem Ende noch zu bekehren, und seine Seele dem Teufel zu entreißen. Gewöhnlich ist der Bekehrungsversuch umsonst. Der Sterbende bleibt entweder seiner Sekte treu, oder er hält dergleichen Ceremonien überhaupt für unnöthig. Bekehrt er sich,

so wird er, als ein guter Christ, in einer Kirche begraben; stirbt er aber als Ketzer, so begraben ihn seine Landsleute auf dem, neben der Pyramide des Cestius den Nichtkatholiken eingeräumten, Begräbnißplatze, wo die Todten ferner Nazionen eben so friedlich beysammen ruhen, wie sie einst im Streben nach dem gemeinsamen Zwecke, hier zusammen lebten. Die Beerdigung geschieht gewöhnlich nach Einbruch der Nacht, unter einer Bedeckung von Sbirren, um auf jeden Fall gegen Beleidigungen des Pöbels gesichert zu seyn. Die Leiche wird hinausgefahren, die Landsleute des Verstorbenen folgen ihr in einigen Kutschen, jeder Begleiter ist mit einer Fakkel versehen, die am Eingange des Platzes angezündet wird. Die Freunde des Verstorbenen sammeln sich um das offene Grab; die Leiche wird hineingesenkt. Einer der Begleitenden hält, in seiner Landessprache, eine kurze Rede über den Todten, welche von den Umstehenden, um dem Akte mehr Würde zu geben, mit entblößtem Haupte und feyerlicher Stille angehört wird, während das, von der Neugier herbey gezogene, Römervolk schweigend umhersteht, und verwun-

dernd den rauhen Tönen der unbekannten Sprache horcht. Nach geendigter Rede wirft der, welcher sie hielt, die erste Schaufel mit Erde auf den Sarg; jeder der Anwesenden thut der Reihe nach ein Gleiches; die Todtengräber füllen die Grube; der Kreis löst sich schweigend auf; die Fackeln verlöschen; die Szene schwindet in Nacht.

Ein solcher Auftritt, neben der, von dem Schimmer der Fackeln sanft beleuchteten, Pyramide, macht einen sehr malerischen Effekt, und würde, von einem geschickten Nachtstückmaler behandelt, ein interessantes Bild geben.

Die Juden sind, seit den Zeiten der alten römischen Kaiser, fortdauernd in Rom geduldet worden. Sie bewohnen ein eigenes Quartier der Stadt, und haben innerhalb desselben ihre Synagoge. Es ist schwer zu entscheiden, ob diese Duldung sich auf Achtung für eine Religion gründet, die der Christlichen zur Grundlage dient, oder ob sie ihnen bloß gewährt wird, damit der Fluch der Gottheit, welcher auf dieser heim=

athlosen, über den ganzen Erdboden zerstreuten Nazion, ruhen soll, desto vollkommener erfüllt werde. Gewiß aber ist es, daß sie diese Duldung theuer erkaufen müssen, und daß die inhumane Art, mit welcher man hier die Juden behandelt, der humansten unter allen Religionen wenig gemäß ist. Nicht genug, daß man den Juden die Rechte des Bürgers verweigert, und sie aus der bürgerlichen Gesellschaft ausschließt; dieß geschieht, unter dem Vorwande, daß die jüdische Religion mit der bürgerlichen Verfassung christlicher Staaten unverträglich sey, auch in den meisten übrigen Ländern; sondern sie sind auch von der Regierung gedrückt, und werden vom Volke verachtet und bey jeder Gelegenheit gemißhandelt. Unreinen Thieren gleich, denen sich kein gesundes ohne Gefahr nähern darf, müssen sie ein schimpfliches Abzeichen tragen, das in einem farbigen Lappen besteht, den jeder Jude auf dem Hute, und jede Jüdinn an ihrer Kappe geheftet hat, und welcher il sciamanno (der Lumpen) genannt wird. Das Quartier der Stadt, wo die Juden wohnen (il ghetto), liegt in der niedrigsten und unsaubersten Gegend

an der Tiber. Es ist für die große Anzahl der Menschen, die darin leben müssen, viel zu klein, und daher äußerst schmutzig und ungesund. Neun bis zehntausend Menschen leben hier in einen Raum zusammengepreßt, der in den andern Theilen der Stadt nicht funfzehnhundert in sich faßt; deshalb zeichnen sich auch Juden und Jüdinnen durchgehends, durch eine bleichgelbe Farbe und aufgedunsene Gesichter aus. Auffallender aber ist der physiognomische Charakter der römischen Juden, welcher von der gewöhnlichen Judenphysiognomie in anderen Ländern ganz verschieden ist. Die hiesigen Juden haben eine auffallende Aehnlichkeit mit den Teutschen, oder andern, diesen verwandten, Völkern; sie haben häufig breite, stumpfe Nasen, blaue Augen und Haare von heller Farbe; da im Gegentheile die teutschen und polnischen Juden, meistens wie Italiener aussehen. Jedem Fremden ist dieser Unterschied auffallend. Die römischen Juden dürfen keine Bärte tragen, denn diese Zierde ist ein Vorrecht der Kapuziner und einiger andern Mönchsorden.

Handel und Schachern ist auch hier, wie in den meisten andern Ländern, wo die Juden tolerirt werden, das ausschliessende Gewerbe derselben. Sie sind industriös und thätig, so viel ihre bedrückte Lage ihnen erlaubt, und haben es auch wohl Ursache, denn die vielen Festtage der Christen, nebst ihren eigenen, lassen ihnen nur wenig Tage übrig, wo sie ihre Geschäfte betreiben können. Sie begnügen sich mit einem geringen Gewinne, und verkaufen gewöhnlich ihre Waaren zu einem etwas niedrigern Preise, als die übrigen Kaufleute; daher man lieber von ihnen kauft. Die wohlhabendern Juden haben im Ghetto ihre Kramläden, die ärmern ziehen, den Tag über, in der Stadt mit Waaren umher, die jenen angehören, oder kaufen alten Trödel zusammen; die Weiber nähren sich vom Ausbessern der Kleidungsstücke, und ziehen deshalb gleichfalls in der Stadt umher. Es giebt unter dieser Nazion mehrere wohlhabende, auch einige reiche Familien, aber sie wagen nicht, ihren Wohlstand äusserlich zu zeigen, gehen schlecht gekleidet, und wohnen schlecht, wie die ärmern. Die jüdischen Kaufleute in Rom, stehen bey den auswärtigen

Handelshäusern in besserem Kredit, als die meisten christlichen, weil sie immer prompte Zahlung leisten. Obwohl nun der Jude, in mancher Rücksicht, ein besserer Bürger ist, als der Christ, so wird er doch vom Volke so verächtlich, wie ein Hund behandelt, weil er kein cristiano ist. Diese Verachtung der Juden, ist eine verjährte, durch Erziehung und tägliches Beyspiel sich fortpflanzende Barbarey, die von der Regierung absichtlich unterhalten wird. Jeder Bube, oder Straßenbüttel, dem es einfällt, neckt und schimpft ungestraft, die in der Stadt mit Waaren herumziehenden Juden, wirft mit faulen Früchten, Koth, oder Steinen nach ihnen, ohne daß jemand ihn daran verhindert, und der Jude muß diese Beleidigung ruhig ertragen, wenn er sich nicht noch ärgeren Mißhandlungen aussetzen will. Bey Unruhen, die zuweilen der Pöbel erregt, ist immer einer seiner ersten Vorsätze, das Ghetto zu plündern und anzuzünden, und er würde ihn ausführen, wenn nicht die Regierung bey solchen Gelegenheiten sogleich die Wachen an den Thoren des Ghetto verstärkte. Nach dem Abzuge der Franzosen von Rom, durfte sich in einigen

Wochen kein Jude außerhalb seines Bezirks sehen lassen, bis endlich die Regierung, durch wiederholte geschärfte Befehle, den, gegen sie erbitterten, Pöbel zur Ruhe brachte. Zu den Wettrennen, welche während des Karnevals jeden Abend im Korso gehalten werden, müssen die Juden, das zum Preise ausgesetzte Stück Goldstoff, il palio genannt, liefern. Die Bekehrungssucht der katholischen Priester, hat hier den, für die Juden sehr lästigen, Gebrauch eingeführt, daß alle Sonntage eine Anzahl Juden gezwungen ist, in einer kleinen, neben dem Ghetto liegenden Kirche, eine Bekehrungspredigt anzuhören. Die wohlhabendern suchen dieser Seccatur auszuweichen, und schicken ärmere Juden, die sie dafür bezahlen, hinein. Es ist natürlich, daß die Juden dafür ihre christlichen Unterdrücker von ganzem Herzen hassen. Sie hätten sich gern von den Franzosen plündern lassen, wenn sie damit die bürgerliche Freyheit und Gleichheit hätten erkaufen können, und würden es wohl noch jetzt thun, so theuer sie auch den verunglückten Versuch haben bezahlen müssen.

Die unglücklichen Geschöpfe, welche sich dem Dienste der Venus vulgivaga geweihet haben, sind zwar im geistlichen Rom geduldet, aber sie spielen hier eine sehr unbedeutende Rolle. Sie sind aus der gemeinsten Klasse, ohne alle Bildung, und üben die Mysterien ihrer Göttinn ohne eine Spur von Grazie und Delikatesse; sie können daher auch nur die rohe Begierde reizen. Ihre Zahl ist unbeträchtlich, und mag sich höchstens auf funfzig belaufen, welche bloß im Bezirk des spanischen Platzes, und in den angrenzenden Straßen wohnen, wo sie sich vorzüglich der reisenden Fremden wegen versammeln. In den übrigen Theilen der Stadt, findet man sie nicht, und, so verschieden sind die Sitten in einer und derselben Stadt, sie würden auch in vielen Gegenden gar nicht vom Volke geduldet werren, während sie auf dem spanischen Platze ohne alle Schande und in freundlichem Vernehmen mit den übrigen Einwohnern leben. Der Schleichhändlerinnen aber, die unter Hymens Flagge Amors Gewerbe treiben, giebt es in Rom desto mehrere. Warmes Temperament, freye Sitten, Mangel gegenseitiger Zuneigung in

unauflöslichen Ehen, Neigung zum Putz, Armuth ꝛc. sind die Klippen, an welchen die weibliche Tugend und die eheliche Treue der meisten verheyratheten Schönen, in allen Ständen, scheitern. Da, bey dieser Licenz der Sitten, nicht so leicht öffentliche Skandale zu befürchten sind, so wird sie auch von einer Regierung, der es genug ist, daß der äußere Schein der Sitte nur nicht zu gröblich verletzt werde, weiter nicht eingeschränkt. Auch ist sie für die große Menge derer, welche ihr Stand im Coelibat zu leben zwingt, wahrscheinlich sehr erwünscht, da sie ihnen die Befriedigung eines Triebes erleichtert, der sich unaufhörlich gegen Pflicht und Gelübde empört.

Päpstliches Militair.

Vor der Revoluzion, als noch die Legazionen Bologna, Ferrara und Ravenna dem Kirchenstaat angehörten, bestand das päpstliche Militair überhaupt aus zehn, bis zwölftausend Mann, und der römische Hof bildete sich ein, eine formidable Kriegsmacht auf den Beinen zu haben, wie auch das lächerliche Armament Pius

des sechsten, in den Jahren 1797 und 1798 gegen die Franzosen bewies, wozu die Generale aus Oesterreich verschrieben wurden. Der Erfolg war, wie sich vorher sehen ließ, und die fünfstündige Tragikomödie am Senio, machte der päpstlichen Kriegsmacht auf einmal und für immer ein Ende. Gegenwärtig ist dafür gesorgt, daß die römische Regierung nie wieder in diesen Wahn verfallen kann. Ehemals lag in Rom eine Besatzung von drey, bis viertausend Mann, deren Quartiere, oder Wachen in alle Gegenden der Stadt vertheilt waren. Es wäre sehr leicht gewesen, mit dieser Truppenzahl ein Volk, wie das römische, in Ruhe zu erhalten; aber auch dazu taugten sie nicht. Bey dem geringsten Lärm und Auflauf, der in der Nähe eines Wachthauses entstand, das gewöhnlich mit funfzehn, bis zwanzig Mann besetzt war, schloß die Wache sich eiligst hinter ihre Gitterthore ein, bis der Tumult, der gewöhnlich nichts anders war, als eine Messerstecherey, oder einige Kerle, die einander mit Steinen warfen, vorüber war; dann erst schickte sie Patrouillen aus; und ward ja zuweilen eine Patrouille mit dergleichen Ruhestö-

rern handgemein, so wurde sie mit einem Steinregen in die Flucht gejagt. Der Hauptzweck des päpstlichen Militairs, zu welchem es auch am tauglichsten scheint, ist, nicht sowohl die öffentliche Ruhe zu erhalten, als vielmehr bey den feyerlichen Aufzügen und Funktionen des Papstes zu paradiren, wozu auch ein besonderes Manövre in seinem Exerciz dient, wodurch der Soldat abgerichtet wird, nach dem Tempo zu knieen, und das Haupt zu entblößen, um den päpstlichen Segen zu empfangen. Gegenwärtig ist die Besazzung von Rom etwa zwölfhundert Mann stark, sie besteht aus Infanterie, Dragonern, Husaren, der Schweizerwache und einer Nobelgarde von Freywilligen zu Pferde, welche erst unter dem jetzigen Papste, statt der ehemaligen Cavallerizzi errichtet worden ist, und etwa aus hundert römischen Edelleuten besteht, welche sich selbst equipiren und unentgeltlich dienen. Sie halten in den Vorzimmern des heil. Vaters Wache, und reiten, wenn er ausfährt, um seinen Wagen her. Die päpstlichen Truppen sind meistens wohlgebildete Leute, und würden gute Soldaten seyn, wenn sie gehörig disziplinirt würden; aber

ihre Offiziere sind von oben, bis unten lauter Ignoranten in ihrem Fache, meistens junge Fäntchen, die den Stutzer, oder den Renommisten spielen. Die Uniform der Truppen, ist ein Kompositum aus allen verschiedenen militairischen Trachten, die während des Krieges in Rom erschienen sind. Die Infanterie ist vornehmlich nach kaiserlichem, die Dragoner sind nach neapolitanischem, und die Husaren, nach französischem Schnitte gemodelt. Die Nobelgarde hat sich die Engländer zum Muster genommen. Die Schweizer allein, sind ihrer baroken, altteutschen Tracht treu geblieben.

Bevölkerung.

Die Bevölkerung Roms ist sich, in den verschiedenen Epochen dieser Stadt, sehr ungleich gewesen. Manche haben sich einen übertriebenen Begriff von der Volksmenge des alten Roms, zur Zeit seines höchsten Flors gemacht, und dieselbe auf mehrere Millionen ansetzen wollen. Wahrscheinlich aber hat sie nie über eine Million betragen. Durch die vielen Verheerungen,

die diese Stadt, nach dem Verfalle des römischen Reiches, erleiden müssen, war sie endlich so entvölkert und verödet worden, daß die Zahl der Einwohner unter dreyßigtausend herabgeschmolzen war. Seit mehreren Jahrhunderten aber hat sich diese Zahl wieder ansehnlich vermehrt, so daß die Volksmenge, während des verflossenen Jahrhunderts, die Juden mit eingerechnet, sich immer auf hundert und sechzig, bis hundert und siebenzigtausend Seelen belaufen hat. Schwerlich ist wohl in einer großen Stadt, bey gleicher Volksmenge, die Ueberzahl der Gestorbenen über die Zahl der Gebornen so stark, wie hier, wo sie während der letzten sieben und zwanzig Jahre des verflossenen Jahrhunderts, die Juden ausgeschlossen, nicht mehr, als 41170 beträgt, wie nachstehende Tabelle zeigt, die wir aus dem römischen Staatskalender für das Jahr 1801 mittheilen.

Jahr.	Geborne.	Gestorbene.	Volksmenge. (die Juden ausgeschlossen.)
1774	5259	4887	160896
1775	5457	5035	165046
1776	5212	5656	163310
1777	5445	6546	163102
1778	5061	5380	162442
1779	5555	7863	162243
1780	5221	7096	163428
1781	5959	7121	161895
1782	5132	6334	162803
1783	5755	7240	163996
1784	5304	9501	161552
1785	5375	6034	162452
1786	5406	6741	163956
1787	5125	7104	164395
1788	5127	7908	165441
1789	5462	6984	163034
1790	5169	7203	162982
1791	5497	7121	163393
1792	5227	5819	162427
1793	5260	5985	165316
1794	5545	8439	166948

Jahr.	Geborne.	Gestorbene.	Volksmenge. (die Juden ausgeschlossen.)
1795	5193	6378	164586
1796	5117	7087	166417
1797	5622	6857	166280
1798	5622	8138	151657
1799	5384	7540	147026
1800	5193	8457	153004

Rom würde bey diesem jährlichen Verluste, in einigen hundert Jahren aussterben, wenn derselbe nicht immer wieder aus der Provinz, und dem Auslande ersetzt würde. Sehr auffallend ist die Abnahme der Volkszahl, während der Jahre 1798, 1799 und 1800, welche vornehmlich durch die Expulsion der fremden Mönche und Priester bewirkt wurde, bey gleicher Anzahl der Gebornen und Gestorbenen, mit der in den vorhergehenden Jahren. Die Volkszählung geschieht jährlich vor Ostern von den Kuraten, in allen Kirchsprengeln mit vieler Genauigkeit. Der Zählung im Jahre 1800 zufolge fand man:

Bi=

Bischöfe	.	8
Priester	.	1586
Mönche	.	1337
Nonnen	.	1330
Kollegialen und Schüler	.	130
Arme in den Spitälern	.	1383
Geborne	.	5193
Gestorbene	.	8457
Ketzer, Türken und andere Ungläubige, die Juden ungerechnet	.	26
Der Kommunion fähige	.	110837
Der Kommunion unfähige	.	42167
Männlichen Geschlechts überhaupt	.	80580
Weiblichen Geschlechts überhaupt	.	72424
Summa	.	153004

Zustand der Literatur.

Wenn man das Feld der römischen Literatur sichtbar vor Augen legen könnte, so würde es einen eben so öden, traurigen Anblick darbieten, wie die Kampagna di Roma. Eben so große und noch größere Hindernisse, als die sind,

welche hier der physischen Kultur und der Industrie entgegen stehen, hat das, mit aller Aufklärung unverträgliche, Pfaffenthum auch der razionellen und wissenschaftlichen Kultur in den Weg gelegt. Der despotische Glaubenszwang, welcher die Vernunft in ihrem eigenen Gebiete gefangen hält, lähmt ihre Kräfte auch in jedem andern Felde vernünftigen Denkens und Forschens, und diese Lähmung hält natürlicher Weise auch die Literatur in stäter Mittelmäßigkeit. Die Indolenz des römischen Gelehrten, ist gewöhnlich stärker, als seine Wißbegierde; und er wird sich lieber entschließen, in seinem eigenen Fache ein halber Ignorant zu bleiben, als sich der Mühe unterziehen, eine fremde Sprache zu erlernen, so leicht sie auch, durch die Verwandschaft ihres gemeinschaftlichen Ursprungs mit der Italienischen, seyn mag. Daher ist auch selbst die französische Sprache, dem größten Theile der hiesigen Gelehrten unbekannt, und wer etwas Englisch versteht, gehört schon unter die literarischen Seltenheiten. Teutsche Literatur kennen nur einige wenige, vom Hörensagen und man würde im Rom vergebens einen Gelehrten su-

chen, der ein teutsches Buch in der Ursprache lesen könnte. Von den neuen Entdeckungen und Fortschritten anderer Nazionen in den Wissenschaften, sind bloß die bekannt, welche von den Franzosen in der Chemie, und von den Engländern in der Medizin gemacht worden; aber nur ein kleiner Theil der Gelehrten in diesen Fächern, nimmt Notiz von jenen Neuerungen. Der große Haufe begnügt sich mit dem Alten, und hegt in seiner Ignoranz den Wahn, daß man in Italien bereits seit Jahrhunderten alles weiß, was sich wissen läßt. Nur die große Ignoranz der Italiener in allem, was jenseits der Alpen geschieht, macht es begreiflich, wie Gelehrte und selbst Schriftsteller noch immer in dem glücklichen Wahne stehen, daß Italien auch gegenwärtig noch eben so der Hauptsitz der Wissenschaften und Künste sey, wie vor Jahrhunderten, zur Zeit der Wiederherstellung derselben. Sie bedenken nicht, daß die Kinder, welche an der Brust dieser Amme, die erste Milch der wissenschaftlichen Kultur tranken, ihr allmählig über den Kopf gewachsen, rüstige Jünglinge und Männer geworden sind, während die, einst junge und reizende

Amme, sich in ein hinfälliges, altes Mütterchen verwandelt hat, das noch immer seine Kindermährchen fortsingt, und seine ehemaligen Säuglinge noch immer für Kinder hält. Die andern Nazionen werden gewiß die Verdienste der Italiener, vom vierzehnten bis zum siebzehnten Jahrhundert, um die Wiederherstellung der Wissenschaften dankbar ehren, aber sie dürfen zugleich stolz darauf seyn, daß sie im Stande sind, den Enkeln ihrer Lehrer und Meister in der Kultur, das Gute, was sie von diesen empfingen, wieder zu vergelten.

Die theologischen Wissenschaften sind die einzigen, welche hier, wie auf ihrem angestammten Boden, trefflich gedeihen, und zugleich die einzigen, deren Kultur dem römischen Hofe wahrhaft am Herzen liegt, weil sie die Waffen zur Vertheidigung des Pfaffenthums, gegen seine Widersacher liefern. Wer in diesen Wissenschaften sich auszeichnet, und in den Fechterkünsten der Polemik wohl bewandert ist, kann zu den höchsten Würden gelangen. Eine andere Wissenschaft, welche hier gleichfalls vorzüglich gedeihet,

und, wie auf ihrem heimischen Boden, mit dem größten Erfolge kultivirt wird, ist die Alterthumskunde aus Monumenten, in Verbindung mit der klassischen Literatur. Die berühmtesten Gelehrten in diesem Fache, unter denen wir hier nur einen Winkelmann, Zoega, Viskonti, als die verdienstvollesten nennen, konnten sich nur in Rom bilden, und diese Wissenschaft der Zuverläßigkeit und Vollkommenheit nahe bringen, deren sie fähig ist. Ausser ihnen ist die Anzahl der Gelehrten, welche theils als Liebhaber diese Wissenschaft treiben, theils als Schriftsteller sich mit der Illustrazion einzelner Monumente beschäftigten, hier immer ansehnlich gewesen; und wie geringe auch der Nutzen seyn mag, den die meisten dieser Untersuchungen der menschlichen Gesellschaft bringen, weil sie meistens mit pedantischem Kleinigkeitsgeiste, ohne philosophische und kosmische Ansicht gemacht werden, so dienen sie doch wenigstens zu einer unschädlichen Beschäftigung derer, die mit ihrer Gelehrsamkeit nichts besseres anzufangen wissen, und wenn sie auch nicht fähig sind, den Geist aufzuklären, so verdunkeln sie ihn wenigstens nicht; und das ist al-

les, was man bey einer Verfassung, deren Zweck ewige Finsterniß ist, verlangen kann.

Bellettristerey ist auch hier, wie in ganz Italien das allgemeine Steckenpferd der müßigen Gelehrten und Halbgelehrten. Zu lebhaft und zu gebildet, um ganz unthätig zu seyn, zugleich aber auch zu träge, sich einer ernsten und nützlichen Geistesarbeit zu unterziehen, ist das Getändel mit Poesie die beliebteste Unterhaltung des Italieners, der nur einige Kultur des Geistes hat. Er liest und studiert von früher Jugend auf die vorzüglichsten Dichter seiner Nazion, liest sie öfter wieder, und lernt sie fast auswendig. So wird ihm frühe die poetische Sprache geläufig, und bey der großen Leichtigkeit, womit die geschmeidigste und harmonischeste aller Sprachen sich in Reim- und Sylbenmaaß fügt, bringt er es ohne viele Mühe dahin, wenn auch kein Virtuose, doch ein Dilettant zu werden, und durch seine Reimereyen sich selbst und einen freundschaftlichen Zirkel zu belustigen.

Wenn man poetische Kultur der Sprache und Phantasie bey einer Nazion, als den Maaß-

stab ihrer Aufklärung betrachten könnte, so würde dem Italiener wohl der Rang über alle Nazionen gebühren; denn gewiß ist diese Art von Kultur in keiner Nazion so ausgebreitet, als in der seinigen. Die besten epischen Dichter Italiens, Tasso und Ariost, sind seit Jahrhunderten im Munde des Volks; es weiß die schönsten Stanzen ihrer Gedichte auswendig. Tasso's befreytes Jerusalem ist sogar in die vornehmsten Dialekte Italiens, in die venezianische, bergamasker, mailändische, bolognesische, und neapolitanische Volkssprache übersetzt; und nur das Vortreffliche erlangt, bey allen Volksklassen, allgemeine und dauernde Popularität. So ist auch bereits Metastasio im Munde aller Italiener, vom Fuße der Alpen, bis Sicilien. Ueberdem hat jede Provinz Italiens, epische, lyrische und dramatische Dichter in ihrer eigenen Mundart. Die Sammlung sicilianischer Lieder des Meli, enthält die schönsten und zartesten Blüthen der lyrischen Dichtkunst, von den besten Dichtern jener Insel. Mit einem Worte: das Genie dieser Nazion ist eben so poetisch, als das Genie ihrer Sprache. Seit länger als fünfhundert

Jahren, das ist, seit dem Anfange ihrer Kultur, hat die Dichtkunst ununterbrochen in diesem Lande geblühet, und sie macht den zahlreichsten und glänzendsten Theil ihrer Literatur aus. Alle epischen Gedichte, der Alten und der Neuern zusammen genommen, betragen bey weitem nicht die Hälfte der Anzahl epischer Gedichte, welche in der italienischen Sprache vorhanden sind; und die Menge ihrer lyrischen Dichter ist unzählbar, während in einem so langen Zeitraume, die guten Prosaisten nur eine geringe Anzahl ausmachen. Den auffallendsten Beweis für das poetische Genie dieser Nazion, giebt die in Italien allein kultivirte Kunst der Improvisatoren, und die Menge der Virtuosen und Dilettanten in derselben, welche sich in allen Gegenden Italiens und unter allen Volksklassen findet. Freylich sind die guten Dichter so wohl am Pult, als aus dem Stegreife, immer nur in geringer Zahl, aber die große Menge zeugt von der Allgemeinheit der poetischen Kultur. Diese macht auch die Unterhaltung in gebildeten Zirkeln beyderley Geschlechts, oft sehr geistreich und schimmernd. Man wird geneigt zu glauben, daß bey so leb-

haftem, hellem Geiste, und bey soviel poetischer Bildung desselben, auch die übrigen Kräfte der Seele in gleichem Verhältnisse angebaut seyen, daß der Verstand eben so mit Kenntnissen, die Vernunft mit Ideen bereichert sey; aber diese Täuschung schwindet, sobald die Unterhaltung sich von den Spielen der Einbildungskraft zu reellen Objekten, zu Gedanken und Kenntnissen wendet. Dann wird die Armuth an intellektueller Kultur sichtbar, und Dunkel und Leerheit treten an die Stelle der schimmernden Fülle.

Was wir hier, mit gebührenden Ausnahmen im Einzelnen, von dem Italiener im Allgemeinen behaupten, gilt auch vornehmlich von dem Römer, der von den Fesseln der Geistestyranney noch stärker niedergedrückt ist, als die übrigen Bewohner Italiens. An Talent und bellettristischer Kultur, mag der Römer es wohl den übrigen Italienern gleich thun. Die Akademie der Arkadier, die bloß der Dichtkunst gewidmet ist, hat seit mehr als hundert Jahren in Rom geblühet, und viel zur Verbreitung ihrer Kultur nicht bloß in Rom, sondern auch,

durch ihre zahlreichen Kolonien in ganz Italien beygetragen; aber in den übrigen Zweigen der Literatur, besonders den wissenschaftlichen, steht er hinter seinen nördlichen Nachbarn, den Toskanern und Lombarden zurück, welche mehr Thätigkeit, bessere Institute und mehr Verbindung mit den oltramontanischen Nazionen haben, und das Wenige, was von den wissenschaftlichen Entdeckungen und Fortschritten derselben, diesseits der Alpen bekannt wird, in Uebersetzungen mittheilen.

Der Buchhandel kann gewissermaßen zum Maaßstabe für die literarische Kultur einer Nazion dienen. Wo diese mit Eifer und Erfolg betrieben wird, da wird auch jener blühen, und wo sie vernachläßigt liegt, oder unter dem Drucke einer despotischen Inquisizion seufzt, da wird auch jener sich in einem schlechten Zustande befinden. Dieß ist seine Lage in ganz Italien. Der Verfall der italienischen Literatur, und der Druck, der die Fortschritte der wissenschaftlichen Kultur hindert, haben auch den, einst blühenden, Buchhandel so zurückgebracht, daß der traurige

Zustand desselben nur ein Hinderniß mehr für jene ist. In Rom ist es mit dem Buchhandel noch weit schlechter bestellt, als in den übrigen großen Städten Italiens. Was man hier Buchhandel nennt, ist eigentlich bloßer Trödelkram mit alten Büchern. In Rom selbst werden zu wenig neue Werke gedruckt, als daß sie einen eigenen Handelszweig ausmachen könnten, und Werke, die in andern Städten Italiens herauskommen, sucht man in den hiesigen Bücherladen meistens vergebens; und da die Kommunikazion der verschiedenen Provinzen und Städte Italiens, nicht so wie in andern Ländern, durch fahrende Posten unterhalten und erleichtert wird, so ist die Herbeyschaffung der Bücher aus andern Städten immer kostspielig und beschwerlich. Die Bücher, welche die römischen Druckerpressen in Bewegung setzen, sind größtentheils ascetische Schriften, Gebetbücher, Breviere rc. oder man druckt andere vielgelesene Werke, z. B. klassische Autoren zum Gebrauch der Schulen, Wörterbücher, italienische Dichter, Kirchen- und Profangeschichten, Uebersetzungen alter und neuer Autoren rc. wieder neu ab. Nur wenige Ge-

lehrte befassen sich mit der Schriftstellerey; nicht sowohl die Arbeit, als die Schwierigkeit, ihre Arbeiten ins Publikum zu bringen, schreckt sie davon ab. Jeder Autor nämlich muß entweder sein Werk auf eigene Kosten drucken lassen, und selbst verkaufen; oder er muß einen bemittelten Mäcen zu finden wissen, der sich durch Liebe zu den Wissenschaften, oder durch Eitelkeit für die Ehre der Dedikazion bewegen läßt, die Kosten des Druckes darzuschiessen. Ein Schriftsteller muß schon in einem besonders vortheilhaften Rufe stehen, oder die Materie, die er behandelt, muß ein ganz besonderes Interesse haben, um zu erhalten, daß ein Drucker das Werk auf eigene Kosten unternehme. An Honorar ist gar nicht zu denken; höchstens erhält der Verfasser eine Anzahl Exemplare, die er selbst verhandeln muß, um einigen Vortheil von seiner Arbeit zu haben. Die Triebfeder des Gewinnes, kann also hier nur schwach auf den Schriftsteller wirken. Die Prachtwerke, welche von Zeit zu Zeit in Rom erscheinen, werden, wenn sie öffentliche Monumente betreffen, wie z. B. Viskonti's Museum Pio-Clementinum, Zoega's Werk über

die Obelisken u. a. auf Kosten des Papstes gedruckt, und in der päpstlichen Chalkographie verkauft; zu andern giebt irgend ein Großer, der besondere Veranlassung hat, sich für ein solches Werk zu interessiren, die Kosten her. Beyspiele solcher Freygebigkeit waren ehemals, wo unter dem hohen Adel und den Kardinälen, mehr Interesse für Wissenschaften und Künste herrschte, und wo auch die Zeitumstände günstiger waren, häufiger als jetzt. Im sechzehnten Jahrhunderte, wo die literarische Kultur der Italiener in der vollesten Blüthe stand, war der römische Hof ein Sammelplatz der vorzüglichsten Gelehrten und schönen Geister. Fast alle Kardinäle kultivirten die Wissenschaften, und viele hatten den rothen Hut bloß ihren ausgezeichneten literarischen Verdiensten zu danken. Gegenwärtig möchten die Kardinäle, welche sich mit den Wissenschaften beschäftigen, leicht an den Fingern einer Hand abzuzählen seyn. Eben so selten ist jetzt auch gelehrte Bildung unter dem hohen Adel. Der Principe Chigi, und der Duca di Sermoneta, sind vielleicht die beyden einzigen unter

der Menge, welche einen Theil ihrer Muße zu literarischen Beschäftigungen verwenden.

Das große Publikum hat wenig Liebhaberey an Lektüre. Goldoni's, Metastasios und einiger anderen neueren Dichter dramatische Werke, die mittelmäßigen Romane des Chiari, nebst einigen andern aus dem französischen und englischen übersetzten Romanen, womit vornehmlich die venezianischen Buchhändler Italien versorgen, sind die gewöhnliche Nahrung der wenigen, welche noch dann und wann zum Zeitvertreibe ein Buch in die Hand nehmen. Andere, deren lüsterne Phantasie eine pikantere Lektüre fodert, ergötzen sich an den Novellen des Boccaccio und andern ähnlichen Schriften, woran Italien einen Ueberfluß hat, und die sämmtlich auf die Sitten einen verderblichen Einfluß haben. Leseinstitute, Leihbibliotheken, Journalgesellschaften, dergleichen man in jedem Städtchen Teutschlands findet, giebt es in Rom gar nicht, und wenn auch eine solche Anstalt im Publikum soviel Unterstützung fände, um zu bestehen, so würde sie wahrscheinlich doch von der Regie-

rung nicht geduldet werden; denn es liegt ihr daran, alles zu verhindern, was den Geist zum Denken wecken könnte. Glücklicher Weise aber kann sie, aller Wachsamkeit ungeachtet, nicht verhindern, daß eine Menge verbotner Schriften heimlich eingeführt und gelesen werden. Seit funfzehn bis zwanzig Jahren, noch mehr aber seit der Revoluzion, sind die Schriften der neueren, sogenannten, Philosophen, welche mit der Zerstörung der religiösen Vorurtheile zugleich die Religion selbst, und die Sittlichkeit untergraben, und den Götzen des Eigennutzes an ihre Stelle setzen, unter dem gebildeten Theile des Publikums in heimlichem Umlaufe, und die Buchhändler der neuen italienischen Republiken, besonders die genuesischen, treiben einen vortheilhaften Schleichhandel mit dieser verbotenen Waare in alle übrigen Provinzen Italiens. Bey der hiesigen Einrichtung, daß jede auswärtige Regierung ihr besonderes Postkomtoir in Rom hat, und daß die Kouriere derselben der Visitazion nicht unterworfen sind, ist nichts leichter, als die Einführung verbotener Bücher; und selten trifft ein Kourier von Genua, Mai-

land und Florenz hier ein, der nicht eine kleine Ladung davon mitbringt.

Vor der Revoluzion hatte Rom nicht einmal ein eigenes Zeitungsblatt, weil ein solches sich, aus Mangel an Interesse für die Begebenheiten des Tages, nicht erhalten konnte; man behalf sich mit den Gazetten von Florenz und Venedig, die man auf den, am meisten besuchten, Kaffeehäusern fand. Während der republikanischen Regierung, erschienen dann auch hier verschiedene politische Tagblätter, aber sie waren, den Monitore allenfalls ausgenommen, sämmtlich so tief unter dem Mittelmäßigen, daß sie, der Menge der Materialien ungeachtet, bald wieder eingingen. Der Monitore allein hatte sich vom Anfange der Republik, bis zu ihrem Ende erhalten. An seine Stelle ist seitdem ein Spettatore romano getreten, den Anfangs der, durch einige antiquarische Schriften und vornehmlich durch seine italienische Ausgabe der Winkelmannischen Werke, bekannte Abate Fea schrieb. Aber auch dieses Blatt gehört unter die schlechtesten seiner Gattung, und hat so wenig Absatz, daß

es kaum die Kosten bezahlt macht, und die Kaffeehaus-Politiker, schöpfen nach, wie vor, den Stoff zu ihren Unterhaltungen, aus den, nicht viel vorzüglicheren, Blättern von Florenz und Venedig, die allein auf den hiesigen Kaffeehäusern erlaubt sind.

Zum Nutzen des gelehrten Publikums, finden sich in Rom drey Bibliotheken zum öffentlichen Gebrauche: die Vatikanische, die im Dominikanerkloster der Maria sopra Minerva, und die der Augustiner. Um Schriften auf der Vatikanischen Bibliothek benutzen zu können, bedarf es einer besonderen Erlaubniß vom Kardinal Staats-Sekretair, und auch dann ist der Zugang noch mit so vielen Umständen, und so vielem Zeitverluste verknüpft, daß es scheint, als ob man es besonders darauf angelegt habe, die Benutzung dieser Bibliothek möglichst zu erschweren. Sie war ehedem, vorzüglich wegen der großen Menge seltener Handschriften berühmt, von denen aber die schätzbarsten nach Frankreich ausgewandert sind. An gedruckten Werken steht sie vielleicht den beyden anderen Bibliotheken

nach, welche täglich Vor- und Nachmittags, mehrere Stunden lang, geöffnet sind, die jeder, ohne einer besonderen Erlaubniß zu bedürfen, besuchen kann, und wo man bey pünktlicher Bedienung, alle Bequemlichkeit zum Lesen und Exzerpiren findet. Verbotene Schriften erhält man nur gegen einen besonderen Erlaubnißschein vom Maestro del sagro Palazzo. In allen diesen öffentlichen Bibliotheken, sucht man die besten neueren Werke, besonders ausländische, vergebens; doch ist die Minervenbibliothek noch am weitesten bis an unsere Zeiten vorgerückt. Teutsche Bücher sind, wenn man die alten, aus der Heidelbergischen Bibliothek in der Vaticana, ausnimmt, in diesen Bibliotheken gar nicht vorhanden.

Zustand der bildenden Künste.

Rom hat sich zweymal, zuerst durch die Gewalt der Waffen, und dann durch die Macht der Religion, zur Weltherrschaft emporgeschwungen, und noch jetzt, in seiner tiefsten politischen Ohnmacht, erstreckt sich der Einfluß seiner un-

sichtbaren Gewalt, auf die Beschlüsse der mächtigsten Regenten. Es zwingt die Götter der Erde, die nicht gern ein anderes Gesetz anerkennen mögen, als ihre Willkühr, denen nichts heilig ist, als ihre eigene Majestät, den Aberglauben des Volks zu respektiren; und selbst Bonaparte sieht sich genöthigt, den Götzen, der er bereits mit siegreicher Hand in den Staub gestürzt hatte, wieder aufzurichten, und seine Unfehlbarkeit öffentlich anzuerkennen. Die Herrschaft des alten Rom war auf Kriegesmuth gegründet, der leicht erschlafft; die Herrschaft des neuen Rom ruhet weit fester, auf dem natürlichen Hange des sinnlichen Menschen zum Aberglauben, und wird dauern, so lange die Unwissenheit der Völker, und der Despotismus ihrer Beherrscher, ihren Thron stützen. Aber eine menschlichere, rühmlichere Herrschaft übt Rom, seit Jahrhunderten, im Reiche des Geschmacks und der Künste aus. Die sanfte Macht des Schönen unterwirft ihm die edelsten Gemüther aller Nazionen, denen das Licht der Kultur leuchtet, und wenn der fromme Pöbel ferner Länder nach Rom wallfahrtet, um am Grabe des heiligen Petrus zu beten, und

in dem Nachfolger desselben, das unfehlbare Orakel der Gottheit anzustaunen, wallfahrtet ein kleines Häuflein der gebildeteren, vernünftigeren, talentvolleren Menschen dieser Länder, eben dahin, um das Schönste und Vollkommenste, was die Kunst älterer und neuerer Zeiten hervorgebracht hat, zu kennen und ihrem Geiste anzueignen. Der Künstler und der Denker, der Kosmopolit und der Freund des Schönen und Guten erkennen in den Werken der alten Kunst, die ewige Regel des Wahren und Schönen, wie das schaffende Genie sie aus der unendlichen Mannigfaltigkeit der Natur geschöpft und dargestellt hat, und huldigen einmüthig dem Geiste reiner Humanität, der aus ihnen athmet.

Auch jetzt noch wird Rom mit Recht, als die Residenz der bildenden Künste und des Geschmacks betrachtet. Denn, wie ansehnlich auch der Verlust ist, den es im Laufe des verflossenen Jahrhunderts, durch die Ausführung so vieler vorzüglicher Kunstwerke in alle Länder Europens, nach Florenz und Neapel, nach England und Spanien, besonders aber durch die letzte,

große Plünderung der Franzosen erlitten hat: so finden sich doch immer noch die meisten Ueberreste der alten, und die ersten Meisterwerke der neueren Kunst hier beysammen, und stellen so, bis auf wenige, in andern Städten Italiens leicht auszufüllende Lücken, eine Geschichte der Kunst anschaulich dar. Deshalb können auch nur hier Künstler und Kenner sich den richtigen Begriff und Maaßstab derselben erwerben, und ihrem Geschmacke die Richtung geben, welche für die fernere Kultur der bildenden Künste die günstigste ist. Statt durch jene Entführungen Kunstsinn und Geschmack in andern Ländern zu verbreiten, ist durch sie nur das Studium der Kunst noch mehr erschwert worden; und Rom und die Kunst haben einen beträchtlichen Verlust erlitten, ohne daß jenen Ländern je ein wesentlicher Vortheil durch sie erwachsen wird. Daß der Franzose auf diese, dem klassischen Boden entführten Trophäen stolz ist, läßt sich dem unaufgeklärten, einseitigen Patriotismus zu gut halten. Aber, wenn auch anderswo sich Menschen finden, die diesen, nicht sowohl an Rom, als an der Humanität verübten Frevel vertheidigen und

beschönigen wollen, so kann nur blinde Partheylichkeit, oder Mangel an Einsicht der Grund davon seyn. Wer in Rom selbst den Genius der Kunst näher kennen gelernt hat, wird aus einem richtigeren Gesichtspunkte über diese Begebenheit urtheilen. Wenn es auch in Rom, wo so viele Künstler aus verschiedenen Ländern, Schulen und Akademien zusammen kommen, und wo nicht leicht die Autorität eines Neueren allgemein anerkannt wird, wenn es hier, bey der stäten Umgebung von den vortrefflichsten Werken, schon so schwer und selten ist, daß Künstler sich von dem herrschenden schlechten Geschmacke losreißen und jenen besseren Mustern folgen; wie viel schwerer muß dieß nicht in einem Lande seyn, wo alle Künstler Zöglinge derselben Akademie, oder Schüler desselben Meisters sind, und wo die wenigen vortrefflichen Werke, deren leise, geistige Sprache nur dem gebildeten Kunstsinne vernehmlich ist, von der Menge des Uebertriebenen und Affektirten, das den großen Haufen blendet, überschrieen werden. Die Franzosen selbst haben, mitten im Taumel ihrer Triumphe, die Unzulänglichkeit ihrer, aus allen Ländern zusammen geplünderten,

Museen und Gallerien, für die Bildung der jungen Künstler, deutlich genug dadurch eingestanden, daß sie für nöthig halten, auch künftig so, wie vormals, die vorzüglichsten derselben, nach Rom zu senden. Wenn nun selbst die Eingeweihten so geringen Nutzen von ihrer Kunstbeute hoffen, wie großen Einfluß kann man sich davon auf den Geschmack eines Publikums versprechen, das vom Taumel stäter Zerstreuungen umhergewirbelt, und für den ruhigen Genuß eines schönen Bildwerks abgestumpft, mit wüsten Sinnen in die Kunstsäle läuft. Ehemals war Bernini, der Verderber des guten Geschmacks, das Idol der französischen Künstler; gegenwärtig herrscht Davids, des gerühmten Wiederherstellers des guten Geschmacks, Manier in den Werkstätten derselben. Dieß läßt sich begreifen. Beyde Künstler, so ungleich ihre Manieren einander sind, haben doch Uebertreibung gemein. Jener in den Formen, dieser im Ausdruck. Natur sucht man in beyden vergebens. Davids Arbeiten haben noch überdieß den Vorzug, daß sein Publikum die gespreizte Gestikulazion und den theatralischen Ausdruck der französischen Bühne in

ihnen wiederfindet. Wie kann bey dieser Richtung des Geschmacks auf das Uebertriebene, Gespannte und Theatralische, der zarte, ruhige, gemäßigte Ausdruck der Antike, und die natürliche, immer den wahren Affekt der handelnden Gestalten, darstellende Bewegung in Raphaels Werken die Gemüther rühren?

Den guten Geschmack, von dem wir oben behauptet haben, daß er in Rom seinen festen Sitz habe, darf man jedoch nicht in den Werkstätten der lebenden Künstler suchen, obgleich sie die besten Muster desselben hier unaufhörlich vor Augen haben. Seit die Kunst nach Raphael von ihrer einzig sichern Bahn abgewichen ist, seitdem man nicht mehr die Natur, sondern die Manieren anderer Künstler studirt, hat sich der Kunstgeschmack auch in Rom unzählicher Verirrungen schuldig gemacht. Die vornehmsten Epochen seines Verfalls waren in der Mälerey, die Zeiten der Zuccheri, des Peter Cortona, und das allmähliche Hinabsinken von Maratti bis zu Mengs, der zwar den besten Willen, aber nicht die Kraft hatte, der Gesunkenen wieder aufzu-

helfen, bis sie endlich, unter den Händen der Akademisten von San Luca, den tiefsten Grad der Ausartung und des Verfalles erreichte.

Bildhauerey und Architektur hatten, fast zu derselben Zeit, das gleiche Schicksal. Die Geschmacksverderbniß, welche im siebzehnten Jahrhunderte zuerst in der Poesie einriß, theilte sich, wie ein ansteckendes Gift, allen schönen Künsten mit. Sie hatten die ihnen bestimmte Höhe erreicht, und mußten nun, nach dem allgemeinen Loose der Dinge, sich wieder zum Hinabsteigen bequemen. Bernini und Borromini wurden in der Skulptur und Baukunst, was Marini und Pietro da Cortona für die Dichtkunst und Malerey gewesen waren. Alle waren Künstler von großem Talent und fruchtbarem Erfindungsgeiste, aber ohne richtiges Urtheil. Sucht nach Originalität verleitete sie zu Ausschweifungen, die in einer Stadt, wo der Künstler stäts die besten Muster des Geschmacks vor Augen hat, kaum möglich scheinen. Sie wurden von ihrem Zeitalter hoch geschätzt und belohnt, und von allen jungen Künstlern nachgeahmt. Dieser schädliche Einfluß währ-

te einige Jahrhunderte lang. Es ist bekannt, daß noch zu Mengs Zeiten die Pensionaire der französischen Akademie die Werke des Bernini studirten, während die Antikensäle und die Stanzen Raphaels verlassen standen, und höchstens von neugierigen Reisenden besucht wurden. Mengs hat das Verdienst, den Künstlern, auf welche er Einfluß hatte, durch seine Theorie einen besseren Weg gezeigt zu haben, wenn auch seine Werke nicht fähig waren, sie praktisch auf demselben zu leiten. Man hält irrig dafür, daß es zum Flor der Künste hinreiche, wenn viele und große Arbeiten gefodert werden, und ein Wetteifer mehrerer Künstler erzeugt wird. Dieß findet nur statt, wenn die Künste im Steigen sind, und noch auf einem Wege zum Ziele ihrer Vervollkommnung streben; aber jene Unterstützung ist unfruchtbar, wenn sie im Sinken sind, oder wenn schon ein verderbter Geschmack sich ihrer bemächtigt hat. Nie wurden so viele Künstler mit großen Arbeiten beschäftigt, als während der langen Regierung des prachtliebenden Papstes Urbans des Achten, aus dem Hause Barberini. Die meisten Kirchen und Palläste Roms, sind

mit Kunstwerken aus jener Zeit angefüllt; und doch verfiel der gute Geschmack immer mehr. Eine Menge Künstler blühten im Wohlstand und Ansehen; aber dieß war kein Flor der Kunst. Nie sank jedoch diese zu grösserer Ohnmacht hinab, als im jüngst verflossenen Jahrhundert. Ohne Kraft, ohne Charakter und Bedeutung, und ohne Geschmack, war die Malerey bloß ein künstliches und leeres Farbenspiel. Die Künstler arbeiteten völlig handwerksmäßig, in der geschmacklosen Manier des sogenannten Kirchenstils, dessen Urheber Bernini in der Skulptur, und in der Mahlerey Pietro von Cortona waren, und den Andrea Sacchi und Carlo Maratti, durch ihre Schüler bis auf unsere Zeiten, immer tiefer entartend fortgepflanzt haben. Battoni zeichnete sich unter dem großen Haufen der namenlosen römischen Künstler seiner Zeit vortheilhaft aus. Die Natur hatte ihm vielleicht mehr Talent verliehen, als unserm Landsmanne Mengs; aber er war ohne Geistesbildung, wie die übrigen italienischen Mahler jener Zeit, über die mehr sein Talent, als sein Wissen ihn erhob. Weder Battoni noch Mengs haben große Künst-

ler gebildet; aber die Schriften des letzteren werden noch jetzt mit Nutzen gelesen.

Endlich erscheint die Epoche der neuesten französischen Schule. Ihr Stifter David, ein Eleve des französischen Mahlers Vien und Pensionair der Akademie dieser Nazion, bildete, vielleicht von seinem Lehrer zuerst auf diese Spur geleitet, aus dem Studium der Antike, der gemeinen Natur und des Theaters seiner Nazion, eine neue Manier, welche allgemeines Aufsehen in Rom erregte, und unter den italienischen Künstlern, ja, wenn wir nicht irren, auch unter den Teutschen bereits, Anhänger gewonnen hat. Da diese Schule seit etwa zehn Jahren die herrschende geworden ist, und auch in Rom den bisherigen Geschmack der Akademisten von St. Luka und den faden Kirchenstil zu verdrängen scheint, so wollen wir den Charakter dieser Schule etwas genauer bestimmen. Die drey oben genannten Quellen, aus welchen die Elemente der Davidschen Manier geschöpft sind, zeigen sich unverkennbar in den Produkten dieser Schule. Das Studium der Antike in dem be-

stimmteren, größeren und edleren Stile der Zeichnung des Nackten und der Gewänder; das Studium der gemeinen Natur, vornehmlich in den Extremitäten, und nicht selten auch in den Köpfen alter Personagen; und das Theatralische der französischen Bühne in der Wahl der Sujets, in der Anordnung der Komposizion, und vornehmlich in der Handlungsweise der Figuren. Diese ist nicht natürlich, wie in den Gemälden Raphaels, welche die musterhaftesten Vorbilder der dramatischen Malerey sind, sondern repräsentirt mit überspannter Gestikulazion und in den gesuchten Attituden der französischen Schauspieler. Die Anordnung der Komposizion dieser Schule, ist mehr auf den mahlerischen Effekt einer künstlichen Gruppirung, als auf die ausdrucksvolle Darstellung der Handlung berechnet, nicht mit reinem Natursinn aus dem Wesen der Handlung geschöpft, wie in Raphaels Komposizionen, wo immer das Natürliche mit dem Malerischen so glücklich vereint ist, daß keines dem andern schadet. Die Lieblingsgegenstände dieser Schule sind tragischen Inhalts, gewöhnlich Mordszenen, welche den höchsten Grad des Affekts erheischen, und

gewaltsame Bewegungen der Figuren fodern; diese werden dann übertrieben, und der Ausdruck des Affekts wird zur Grimasse. So leicht es ist, einen heftigen Affekt in Karrikatur darzustellen, so schwer ist es zugleich, das richtige Maaß seines Ausdrucks zu treffen, und nur so thut die Darstellung ihre volle Wirkung. Dieses Maaß vermißt man immer in den tragischen Repräsentazionen der französischen Schule. Sie ahmt ferner die Gewänder der antiken Bildwerke zu sklavisch nach, statt bloß den schönen Stil des Wurfs und der Falten, der in ihnen herrscht, zweckmäßig in die Malerey überzutragen, behält sie auch das, was bloß Bedürfniß der Bildhauerey ist, das dichte, nasse Ankleben der Gewänder an den Körper und die kleinen Falten in den Vertiefungen, bey. Diese Art zu drappiren aber, erscheint in der Malerey unnatürlich und mager, und ist eben so geschmackwidrig, als die weiten, wollenen Säcke voll willkührlicher Falten, worin man sonst die Figuren vergrub. Eben so zweckwidrig trägt diese Schule auch gerne die steinernen Formen der Antike in die Malerey über, und ahmt die griechischen Profile

in seelenlosen Karrikaturen ohne wahre Physiognomie nach, welches dann an männlichen Körpern mit den, der gemeinen Natur nachgeahmten, Extremitäten, mit den gespannten Sehnen und geschwollenen Adern nicht selten eine unangenehme Disharmonie verursacht. Die Köpfe werden zum Theil der steinernen Antike nachgebildet, zum Theil unveredelt aus der wirklichen Natur genommen; daher ihr physiognomischer Ausdruck fast immer entweder zu allgemein, oder zu individuell ist.

Diese Schule hat die, an sich löbliche, Maxime, nichts ohne Studien nach der wirklichen Natur auszuführen; daher zeigen auch ihre ausgeführten Arbeiten gewöhnlich viel Fleiß, materielle Wahrheit und mechanisches Verdienst. Aber diese Maxime wird mißverstanden. Ihre Ausübung wird nicht durch das höhere Prinzip der ästhetischen Zweckmäßigkeit geleitet; das Studium der Details wird nicht in ein Ganzes vereinigt, und der, auf die Nebensachen gewandte, Fleiß, schadet oft den Hauptsachen. Es ist leichter einen Tisch, einen Helm, einen Purpurmantel ꝛc. mit

täuschender Wahrheit nachzuahmen, als das Nackte, den Charakter, den Affekt, die Handlung einer Figur wahr und täuschend auszudrükken. Die Manier der neuen französischen Schule, ist eigentlich ein Aggregat verschiedenen, theilweise aus Natur und Kunst gesammelten Stoffes, dem aber die innige Vereinigung fehlt, die nur das ächte Kunstgenie, durch Verarbeitung und Assimilirung desselben in der Phantasie, hervorbringen kann. In der Einbildungskraft des Künstlers soll das Kunstwerk sich organisiren; aber die Maximen, welchen die Davidsche Schule bey der Verfertigung eines Gemäldes folgt, sind mehr für das mechanische Kunsttalent berechnet, welches durch Fleiß und Studium dahin gelangen kann, eine historische Komposizion zu verfertigen, als für das ächte Kunstgenie, das seine Kunstwerke in der Phantasie schafft, und der mechanischen Kunst nur bedarf, um sein Bild außer sich darzustellen. Keine andere Kunstschule, hat die dramatische Malerey so ganz auf bloßen Mechanismus zu reduziren gesucht, als diese, und die Anhänger dieser Manier, bringen ihre historischen Gemälde auch völlig mechanisch hervor.

Bis zur Ermordung Basseville's lebten die geschicktesten Schüler Davids in Rom, und vornehmlich nach diesen (denn David war schon wieder nach Paris zurückgekehrt) haben sich die jungen italienischen Künstler, welche Anhänger dieser Schule geworden sind, gebildet. Als solche zeichnen sich hier gegenwärtig, zwey junge Maler aus, Benvenuti von Arezzo und Camoccini ein Römer. Da beyde Künstler seit einiger Zeit Mitglieder der Akademie St. Luca geworden, und die alten Glieder derselben meistens stumpf sind, und bald aussterben werden: so läßt sich erwarten, daß die römische Malerakademie in kurzem die Prinzipien der französischen allgemein annehmen wird. Doch scheint es, daß auch in dieser Veränderung die Werke Raphaels, so wenig sonst seine Maximen im Studium der Natur und in der Komposizion befolgt werden, ihren günstigen Einfluß auf die Arbeiten der italienischen Künstler nicht ganz verloren haben; denn diese sind weniger affektirt, als die historischen Gemälde der französischen Künstler. Vielleicht liegt es auch im Charakter und der ganzen Erziehung des Italieners, daß

ernatürlicher empfindet, weil er im Leben natürlicher handelt, als der überfeine Franzose, dessen Geist von Jugend auf die Fesseln des Konvenzionellen und der Mode trägt. In der That ist die Geberdensprache des gemeinen Volks hier so expressiv, so natürlich und zugleich so malerisch, daß der Künstler völlig blind und gefühllos seyn muß, auf welchen diese Erscheinungen keinen Eindruck machen. Hier ist eine unerschöpfliche Quelle des Studiums für ihn. Er darf nur die Straßen und Plätze Roms durchwandeln, oder bey Kirchenfesten sich unter die Menge mischen, und er wird jeden Augenblick eine schöne malerische Gruppe, eine gefällige Attitude, eine ausdrucksvolle Gestikulazion entdekken. Hier findet er die natürliche Grazie, welche allein für die Malerey angemessen ist, und die er in den verfeinerten Klassen vergebens sucht. Die naiven Züge, die er in Raphaels Werken bewundert, findet er hier in der Natur wieder, welche der beste Kommentar zu den Gemälden dieses Künstlers ist. Ja ich möchte behaupten, daß viele feine Naturzüge in denselben sich erst dann ganz fühlen und verstehen lassen, wenn

man die Quelle kennt, woraus der Künstler sie schöpfte; so wie einige der schönsten Oden des Horaz nur in Tibur an den Ufern des Anio ganz gefühlt und verstanden werden. Wird man es glaublich finden, daß deßungeachtet viele Künstler, nicht nur einige Jahre, sondern ihre Lebenszeit in Rom zubringen, ohne dieß zu erkennen, ohne den Weg, auf welchem Raphael die Natur studirte auch nur zu ahnden? die mit verschlossenem Sinne umhergehen, und glauben, daß nur im Modell und im Gliedermanne, die Natur sich ihnen offenbaren könne? Doch ist es so; und dieß erklärt, wie Künstler jahrelang nach Raphael kopiren, ohne daß man in ihren eigenen Arbeiten eine Spur seines Geistes entdecken kann.

Wenn der bisher übliche Kirchenstil auch durch keine neue Manier verdrängt würde, so müßte er doch schon dadurch, daß in unsern Zeiten wenig Heiligenbilder für Kirchen und Klöster verfertigt werden, von selbst aus dem Gebrauche kommen. Die Künstler erhalten dagegen jetzt häufiger Bestellungen von Gemälden aus der Profangeschichte, oder Fabel des Alter-

thums, wodurch sie gleichsam mit Gewalt zum Studium der Antike gezwungen werden. Ueberdieß hat auch jetzt das Publikum, durch das, seit Winkelmann allgemeiner gewordene, Studium der Alterthümer richtigere Begriffe von den Sitten und Gebräuchen der Alten. Der Künstler kann jetzt nicht mehr so ungestraft ein Ignorant seyn, als vordem. Man will den Stil und das Kostume der Antike in seinen Werken wieder sehen. Dazu ist denn nun die Davidsche Manier, bey allen ihr anhängenden Gebrechen, doch tauglicher, als die Manier irgend einer andern Schule unserer Zeit.

Ehemals diente die Kunst hauptsächlich der katholischen Kirche, und im Dienste derselben gelangte sie zu der höchsten Stufe der Ausbildung, welche sie, unter den obwaltenden Umständen, zu erreichen fähig war. Die Religion hatte ihr Wissen und ihren Stil gebildet. Die Malerey war also in ihrer eigentlichen Sphäre, wenn sie Geschichten aus dem alten und neuen Testamente, oder aus der Legende zu behandeln hatte, wie die vortrefflichsten Werke Raphaels,

seine Cartons zu den Teppichen und die Logen des Vatikans, wie Leonardo da Vinci's Abendmahl, Michel Angelo's Moses, sein Gott Vater, seine Propheten und Patriarchen beweisen; aber sie trat aus ihrer Sphäre, wenn sie Szenen aus der griechischen Fabel, oder aus der alten Profangeschichte behandeln wollte. Dazu war ihr Stil nicht geläutert genug; sie verstieß jeden Augenblick gegen das Kostum; und auch die, als Kunstwerke vortrefflichsten Arbeiten dieser Art, sind nicht im wahren Geiste des griechischen Alterthums gedacht. Dieß beweisen die Schule von Athen, der Parnaß in den Stanzen, die Geschichte der Psyche in der Farnesina, des Julius Romanus Giganten-Sturz in Mantua, und alle übrigen Darstellungen aus der Griechenwelt. Eben so wenig scheint, um wieder auf unsern Gegenstand zurückzukommen, der gräzisirende Stil der neuesten französischen Schule, für Gegenstände aus der heiligen Geschichte zu passen. Sollte je die Kirche wieder in so blühende Umstände gerathen, daß sie die Künste aufs neue in ihren Sold nehmen könnte, so würden die Künstler sich genöthigt sehen, ent-

weder zu der alten Manier zurückzukehren, oder die neuere mit jener zusammenzuschmelzen, welches letztere Benvenuto in einigen Altargemälden wirklich gethan hat. Gegenwärtig haben die bildenden Künste auch in Rom fast keine andere Stütze, als die Liebhaberey reicher Fremden; und die meisten der hier lebenden, sowohl einheimischen, als auswärtigen Künstler, würden ohne Arbeit seyn, wenn nicht Ausländer ihnen Bestellungen gäben. Sie haben dieses, während der Revoluzion, wo keine Fremden nach Rom kamen, und die Kommunikazion mit dem Auslande völlig aufgehoben war, hart empfunden. Obgleich diese Störung der Kunst selbst keinen wesentlichen Nachtheil gebracht hat, so haben doch viele Künstler dadurch gelitten.

Hiezu gesellte sich noch ein anderer Nachtheil, welcher auch zum Theil noch fortdauert. Da während der Revoluzion viele der vortrefflichsten Gemälde, selbst aus den ersten Gallerien Roms veräußert wurden, so nahm die Neigung der Liebhaber eine andere Richtung. Die Sucht alte Gemälde zu kaufen, ward allgemein, und

verschiedene Gemäldehändler in Rom, die den günstigen Moment benutzten, sind durch diesen Handel in kurzer Zeit Kapitalisten geworden. Selbst der reiche Banquier Torlonia, welcher das lucri bonus odor ex re qualibet, zu seinem Wahlspruche gemacht, und nicht nur während der Revoluzion Millionen gewonnen, sondern auch verstanden hat, der Geschäftsträger aller Parthieen zu werden, und von allen zu gewinnen, verschmähete nicht, eine Zeitlang den Gemäldehändler zu machen. So hat Rom in diesen letzten Jahren, auch auf diesem Wege, ungeheure Ausleerungen erlitten. Ganze beträchtliche Sammlungen, wie die des Hauses Braschi, des Hauses Aldobrandini, des Hauses Albani, sind völlig zerstreut worden; andere, wie die Gallerien Colonna, Corsini, Borghese, haben ihre vorzüglichsten Gemälde verloren; aus den Pallästen Colonna und Corsini, sind aus jedem mehr als dreyßig, aus dem Pallaste Borghese, sind über sechzig verkauft worden. Die Prinzen Chigi, Altieri, u. a. welche nur wenige, aber ausgezeichnet vortreffliche Gemälde besaßen, haben dieselben veräußert; und jeder Privatmann,

der irgend ein gutes Gemälde besaß, gab es in der allgemeinen Bedrängniß jener Zeit, meistens um ein Spottgeld hin. Die meisten und besten dieser Gemälde, sind nach England gewandert, und die Verkäufer, welche diese Kunstschätze größtentheils mit Papiergelde zu niedrigen Preisen einkauften, haben Tausende aufs Hundert gewonnen. Auf diese Weise ist Rom endlich bis auf die Hefen ausgekauft worden, und Gemäldehändler, welche jahrelang alle Palläste und Bürgerhäuser in dieser Absicht durchsucht haben, versichern, daß man, außer den noch vorhandenen Gallerien, jetzt vergebens nach einem guten Gemälde, von einem alten Meister in Rom suchen würde. Da also dieser Handelszweig seinem Ende nahe ist, so werden die Liebhaber wohl künftig wieder zu den Werkstätten der lebenden Künstler zurückkehren müssen. Es ist merkwürdig, daß der bekannte Lord Bristol, der jährlich mehrere Tausende auf Kunstwerke verwendet, und eine Menge Künstler beschäftigt, in dieser Zeit nie ein altes Gemälde gekauft hat.

Verhältnißmäßig findet auch hier, wie jenseits der Alpen, die Landschaftsmalerey mehr

Liebhaber, als die Historienmalerey; denn diese Liebhaber kommen ja auch über die Alpen hieher, und die geschicktesten hiesigen Künstler in diesem Fache, sind selbst Ausländer. Es scheint, daß dem Italiener das Studium dieses Kunstfaches weniger gelinge, wie er denn überhaupt für den Genuß der schönen Natur weniger Sinn zeigt, als der Oltramontaner; auch hat diese Nazion von jeher höchst wenige geschickte Künstler in diesem Fache hervorgebracht. Die Landschaftsmalerey wurde am Ende des sechzehnten Jahrhunderts von den beyden Brüdern, Matthias und Paul Brill aus den Niederlanden nach Rom gebracht, und von ihnen zuerst als eine selbstständige Kunst ausgeübt; aber sie nahm bald von der italienischen Natur einen edleren Stil an, welchen späterhin Claude le Lorrain und die beyden Poussins zu seiner Vollkommenheit ausbildeten; und noch jetzt sind diese beyden Künstler die sichersten Leitsterne für jeden, der dieses Fach studirt. Sie lehren, wie der Künstler die Natur im Einzelnen und im Ganzen studiren, wie er sie poetisch behandeln, und wie er die idealische Landschaft im Charakter der Na-

tur ausführen soll. Die beyden Poussins sind noch von keinem in der Poesie des Stils, und in dem Reichthume an großen Ideen, Claude ist noch von keinem in der vollendeten Darstellung des Schönen der landschaftlichen Natur und in der Harmonie des Lufttons, übertroffen worden. So wird die Landschaftsmalerey hier mit besserem Erfolge kultivirt, als die Historienmalerey, und man findet in Rom verhältnißmäßig geschicktere Künstler in jenem Fache, als in diesem. Man kann dieß zum Theil der Richtung des Zeitgeschmacks, größtentheils aber wohl der geringeren Schwierigkeit zuschreiben, die der Landschaftsmaler zu überwinden hat; denn so groß auch diese an sich selbst seyn mag, so ist sie doch mit den Schwierigkeiten der Historienmalerey nicht wohl zu vergleichen; und dann beleidigt auch eine mittelmäßige Landschaft den Sinn bey weitem nicht so sehr, als ein mittelmäßiges historisches Bild. Es ist ein wesentlicher Vortheil für diese Kunst, daß es in ihr keine herrschende Schule giebt. Jeder Künstler folgt seiner eigenen Manier, die mehr, oder we-

niger der Natur getreu ist, und auch der Nachahmer wählt sich gewöhnlich ein gutes Vorbild.

Die Prospektmalerey, wozu der klassische Boden, die rings umher auf demselben zerstreuten Ruinen, Tivoli und Lazium so viele merkwürdige Gegenstände darbieten, wird hier meistens von Künstlern, die sich bloß auf dieses Fach einschränken, in der Acquarellmanier getrieben, und zwar ziemlich fabrikmäßig; daher Fremde dergleichen Arbeiten, die freylich kaum Kunstwerke zu nennen sind, für einen geringen Preis kaufen können. Ein Genfer Maler, Namens Dücros, der gegenwärtig in Neapel lebt, hat diese Manier, seit etwa funfzehn Jahren, hier eingeführt, und ist reich damit geworden. Die eigentlichen Landschaftsmaler arbeiten in Oehl, und machen gewöhnlich keine Prospekte, sondern führen eigene Komposizionen aus, und die malerischen Gegenden um Rom dienen ihnen bloß als Studien, oder als Motive. Tivoli mit der nahe liegenden Villa des Hadrian, Subiaco im Innern der Sabinergebirge, Civitacastellana,

Terni, Laricia sind die Oerter, welche von den hiesigen Landschaftsmalern, während der Sommermonate besucht werden; und Roms Lage selbst bietet rings umher die schönsten Formen dar?

Das Fach der Thiermalerey treibt in Rom nur ein einziger Künstler Namens Wenzeslaus Peter, ein Böhme von Geburt, der seit vielen Jahren in Rom lebt, und ein geschickter und fleißiger Mann in seinem Fache ist. Blumen- und Früchtmalerey wird hier gar nicht, und Miniaturmalerey nur wenig ausgeübt. Von den Künstlern, welche sich mit dieser beschäftigen, erheben sich nur sehr wenige über das Mittelmäßige, und ihre Arbeiten sind, mit denen der Pariser und Londner Künstler in diesem Fache in keinen Vergleich zu stellen. Auch die Dekorazionsmalerey hat hier wenig Gelegenheit, sich zu zeigen, und es findet sich kein ausgezeichneter Künstler in diesem Fache. Die Theater müssen sich, aus Mangel an hinlänglicher Unterstützung, nur auf das Unentbehrliche einschränken. Die Pracht der venezianischen, mailändischen, neapolitanischen und florentinischen Theater, sucht man

im heiligen Rom vergebens, und in Zimmerverzierungen herrscht hier gleichfalls weder Geschmack, noch Luxus. Die Zimmer in den Pallästen der Großen, sind, nach der Mode des vorigen Jahrhunderts, mit Seidentapeten ausgeschlagen, und in andern Wohnhäusern behilft man sich mit schlechten Papiertapeten. Doch lebte vor einigen Jahren ein Künstler, Namens Gianni, ein Schüler Bibiena's, in Rom, der für dieses Fach viel Talent und einen guten Geschmack besaß; aber Mangel an Arbeit nöthigte ihn, Rom zu verlassen.

An die Acquarellisten, deren wir oben erwähnt haben, schließen sich die Illuminirer und Fächermaler an. Jene arbeiten fabrikmäßig um einen bestimmten Tagelohn bey Kunsthändlern, welche mit übermalten Kupferstichen von berühmten Malereyen, zum Beyspiel der Logen- und Stanzengemälde Raphaels, oder antiken Malereyen, handeln. Die Kupferstiche werden zu diesem Zwecke mit einer hellen Farbe abgedruckt, und dann, theils mit Wasserfarben, theils mit Deckfarben nach Miniaturart ausgemalt. Diese Ar-

beiten, welche meistens fleißig gemacht sind, hatten ehemals einen starken Absatz an reisende Fremden und im Auslande; sie sind aber mehr geeignet dem Liebhaber zu gefallen, als den Kenner zu befriedigen. Die Fächermalerey endlich, ist als ein bloßer Galanterie- und Modeartikel zu betrachten. Fremde kaufen die hier gemalten Fächer, welche gewöhnlich römische Ruinen, antike Tempel, moderne Gebäude, oder Kopien von bekannten Gemälden, als Guido's Aurora ꝛc. enthalten, gern, um sie Freundinnen, als ein Geschenk aus Rom mitzubringen.

Eine andere Art von Malerey, welche fast nur in Rom allein verfertigt wird, sind die Mosaiken. Diese Kunst, durch Zusammensetzung farbiger Stifte, Gemälde zu verfertigen, hat sich aus dem Alterthum bis auf unsere Zeiten erhalten; sie ist aber hier im letzt verflossenen Jahrhunderte zu einer Vollkommenheit gebracht worden, die sie wahrscheinlich bey den Alten nicht hatte. Bekanntlich sind die Altargemälde in der Peterskirche sämmtlich Mosaiken. So sehr nun auch diese Arbeit hinter dem Originale zurück

bleibt, so thut sie doch bey großen Gemälden, die einen gewissen Abstand erfodern, eine so täuschende Wirkung, daß man sie kaum von Oehlgemälden unterscheiden kann. Die Fabrik für Mosaikgemälde dieser Art, ist hinter der Peterskirche, und wird auf Kosten der päpstlichen Regierung unterhalten. In ihr werden jetzt, seit mehreren Jahren, verschiedene Altargemälde von lebenden Künstlern, unter denen sich auch eines von Angelika Kaufmann befindet, für die Kirche von Loretto in Mosaik gebracht. Außerdem verfertigt man in dieser Fabrik auch Fußböden, und Tischtafeln von Marmor, die mit geschmackvollen Verzierungen von Mosaik ausgelegt werden. Sie werden dann entweder für Rechnung der Fabrik verkauft, oder auch vom Papste verschenkt. Eine solche Tischtafel kostet oft zehn bis zwölf tausend Piaster. Privatfabriken, wo grössere und kleinere Mosaiken verfertigt werden, giebt es mehrere in Rom, meistens in der Gegend des spanischen Platzes. Man verfertigt hier Fußböden und Tischtafeln, Dosenstücke, Ringe und Hemdnadeln. Jene sind gewöhnlich Nachahmungen antiker Mosaiken; diese stellen ge-

wöhnlich Ruinen, kleine Landschaften, Thiere, Schmetterlinge, Blumen ꝛc. dar. Die Feinheit der Stifter ist, nach der Größe der Mosaiken, verschieden. Diese Arbeiten sind, wegen der Zeit und Mühe, die ihre Verfertigung kostet, ziemlich theuer; und wenn die Mosaikisten zugleich bessere Zeichner wären, so würden sie ihren Arbeiten auch einen ästhetischen Kunstwerth geben können.

Die Bildhauerey findet verhältnißmäßig weit weniger Unterstützung, als die Malerey. Da sie nur im Nackten ihre größte Vollkommenheit zeigen kann, so paßt sie nicht für unsere Sitten. Zwar hat sich die Religion ihrer auch zur Verzierung der heiligen Gebäude und der Altäre bedient; aber die Statüen der Apostel und Heiligen, in und auf den Kirchen, und die Grabmäler der Päpste zeigen zur Gnüge, was im Dienste der Religion aus ihr geworden ist. Auch in der profanen Welt, muß diese Kunst sich nach der Sitte fügen, und ihre Gestalten bekleidet erscheinen lassen, um schwachen Seelen, deren es viele giebt, kein Aergerniß zu geben. Auf hundert

Kunst-

Kunstliebhaber, die Gemälde kaufen, kann man kaum einen rechnen, der eine Statue verfertigen ließe, und zu öffentlichen Monumenten ist die Veranlassung zu selten, als daß diese Kunst, die sich nur in großen Arbeiten zeigen kann, je unter uns blühen könnte. Die Zahl der Bildhauer ist daher auch in Rom, wo doch mehr, als irgendwo in dieser Kunst gearbeitet wird, nicht sehr beträchtlich. Wenn man von derselben noch die, welche sich bloß mit der Restaurazion antiker Statuen beschäftigen, nebst denen, welche nur Verzierungen und kleine Arbeiten zu Aufsätzen arbeiten, abzieht, so werden kaum sechs übrig seyn, in deren Studien man große Arbeiten findet. Die beträchtlichen Auslagen, welche zur Verfertigung einer Statue erforderlich sind, machen es denen, welche Talent und Geschicklichkeit besitzen, große Arbeiten zu unternehmen, aber nicht bemittelt sind, unmöglich, es auf eigene Kosten zu thun, und den reichen Liebhaber, der sie kauft, zu erwarten; und der Liebhaber will lieber fertige Arbeiten kaufen, die ihm gefallen, als Bestellungen machen, von denen er nicht weiß, ob sie nach seinem Geschmacke

ausfallen werden. Der Bildhauer Canova, hat das Glück gehabt, frühe einige öffentliche Monumente in Bestellung zu erhalten, diese haben ihn in den Stand gesetzt, auch für sich selbst große Arbeiten zu unternehmen. Durch die Wahl einiger gefälligen Gegenstände, und durch den Reiz seiner weichlichen Manier, welcher das Auge des Liebhabers bezaubert, ist es diesem Künstler gelungen, sich nach und nach einen Ruf zu erwerben, der ihm fast alle große Bestellungen zuwendet; daher man in seiner Werkstatt mehr große Bildwerke in Arbeit findet, als in den Studien aller übrigen Bildhauer zusammengenommen. Wir werden auf diesen Künstler, der eine neue Epoche bewirken, und der Stifter einer neuen Schule werden könnte, wenn er mehr Originalität und eine festere Manier hätte, weiter unten wieder zurück kommen.

Die Ergänzung antiker Bildwerke, welche meistens verstümmelt gefunden werden, macht in Rom einen eigenen Kunstzweig aus. Es giebt Künstler, die sich fast bloß mit der Restaurazion alter Statuen beschäftigen, und es darin zu ei-

ner solchen Geschicklichkeit gebracht haben, daß es oft schwer ist, das Neue von dem Alten zu unterscheiden, wozu sie sich auch noch des Kunstgriffes bedienen, dem Neuen einen Ueberzug zu geben, oder die Oberfläche desselben anfressen zu lassen, damit es in Farbe und Ansehen dem Antiken gleich werde. Manche Statuen haben freylich durch falsche Restaurazion und Hinzufügung von Attributen, die sie ursprünglich nicht hatten, eine Metamorphose erlitten, die auch berühmte Antiquare irre geführt, und zu falschen Erklärungen Anlaß gegeben hat; aber für die bloße Anschauung ist doch die Restaurazion immer gefälliger, als die Verstümmelung, oder der grelle Abstich des Neuen und Alten. Der verstorbene Cavaceppi, welcher verstümmelte Statuen für einen geringen Preis einkaufte, und dann ergänzt wieder theuer an Ausländer absetzte, ist durch diese Altflickerey reich geworden. Der Bildhauer Pierantonio, gewöhnlich lo Sposino genannt, war während der vorigen Papstesregierung Restauratore für das Museum Pio-Clementinum, und einige andere, als Franzoni, Paccetti, Albaccini rc. treiben dasselbe Geschäfte.

Außer den Bildhauern giebt es noch eine Menge Steinarbeiter in Rom, welche alles, was zur Verzierungskunst gehört, z. B. Vasen, Kandelaber, Tempel, Obelisken, Tischaufsätze, Kamine, Tischblätter ꝛc. mit vorzüglicher Geschicklichkeit, und in einem bessern Geschmacke verfertigen, als dergleichen Gegenstände an andern Orten gemacht werden. Denn hier finden sich nicht nur die seltenen Alabaster- und Marmorarten, die Granite und Porphyre, welche die alten Römer aus allen Weltgegenden herbeyführten, häufig, sondern sie haben hier auch die besten Muster für solche Arbeiten in den Ueberresten des Alterthums, die man auswärts nur aus Kupferstichen kennt, wirklich vor Augen.

In der Kunst erhaben und tief in Edelstein zu schneiden, hat Rom jetzt einige vorzügliche Künstler, obgleich keiner unter ihnen den verstorbenen Pichler erreicht, dessen Arbeiten den besten des Alterthums an die Seite gesetzt werden. Mode und Luxus haben die Liebhaberey an dieser Kunst in unsern Zeiten so sehr vermehrt, daß der Absatz von solchen Arbeiten an

Fremde, eine Menge Künstler ernährt, und einen nicht unbeträchtlichen Theil des römischen Kunsthandels ausmacht. Die besten Künstler arbeiten in orientalischen Edelsteinen, in Karniolen, und seit einiger Zeit auch in teutschen Achaten, welche in der Gegend des Rheins gefunden werden, und den orientalischen Steinen oft an Schönheit wenig nachgeben. Wohlfeilere Arbeiten dieser Art, werden auch aus Muschelschalen verfertigt, welche, ihrer größern Weichheit wegen, leicht zu bearbeiten sind. Pichler hat den Kunstgriff erfunden, den teutschen Steinen durch Vitriolsäure verschiedene Farben zu geben. Andere Künstler arbeiten in gefärbten Glaspasten, die man hier mit solcher Geschicklichkeit zu verfertigen weiß, daß Fremde, die nicht gute Kenner von Steinen sind, häufig damit betrogen werden. Schwefel- und Gipsabgüsse geschnittener Steine, von antiken und modernen Künstlern, werden hier gleichfalls von vorzüglicher Güte verfertigt. Die besten und schärfsten, sind die aus Scagliuola oder Alabastergips.

Der bessere Geschmack in der modernen Architektur ist von Rom ausgegangen. Die größ-

ten Baukünstler der neueren Zeit, Bramante, Palladio, Vignola, Bernini und alle übrigen, haben sich nach den Ueberresten der altrömischen Architektur gebildet, und so lange noch alle Welttheile, und Reiche ihre Schätze in den Schooß der Kirche ergossen, blühte auch in Rom die schöne Baukunst. Hier hat sie der Religion den größten und prächtigsten Tempel errichtet. Hier fand sie in dem Schutte des alten Roms, die edelsten Materialien, um der stolzen Prachtliebe Genüge zu leisten, schon verarbeitet vor. Die Menge der antiken Säulen von den seltensten Marmorarten, von Graniten und Porphyren, welche die Kirchen und Palläste Roms schmücken, ist unzählbar. Mehrere noch sind zur Auslegung der Fußböden und Bekleidung der Wände verarbeitet, und noch immer ist dieser Vorrath nicht erschöpft. Aber die Geldquellen sind versiegt, und die Baukunst scheint, unter den jetzigen Umständen, zu einer langen Unthätigkeit verurtheilt zu seyn. Die von Pius VI. mit geschmackloser Verschwendung erbauete Sakristey von St. Peter, die beyden Rotunden zur Erweiterung des Musei Pio-Clementini, und der noch nicht vol-

lig ausgebauete Pallast des Duca Braschi, sind die letzten bedeutendsten Werke, welche sie unter der Regierung des vorigen Papstes hervorgebracht hat, und für die Zukunft dürfte wohl den hiesigen Baukünstlern, keine andere Aussicht übrig bleiben, als die, auf dem Papiere zu bauen. Rom hat auch jetzt keinen Architekten von Bedeutung. Einer der geschicktesten, Namens Balästra, ging vor zwey Jahren mit der Hamiltonschen Karavane nach Griechenland, und erbauet jetzt den Pallast der englischen Gesandtschaft in Konstantinopel.

Nach diesem Ueberblicke der verschiedenen Kunstzweige, welche gegenwärtig in Rom mehr, oder weniger blühen, wollen wir noch einige kurze Nachrichten von den merkwürdigsten der hier lebenden, einheimischen und auswärtigen Künstler, mittheilen. Die Zahl der auswärtigen Künstler, von den verschiedenen Nazionen Europens, welche in Rom versammelt waren, ist durch die Revoluzion allerdings sehr vermindert worden; da aber die Künstler, welche Rom in dieser Periode verlassen haben, größtentheils Stu-

dirende waren, so hat durch ihre Entfernung, der Zustand der Künste keine bedeutende Veränderung erlitten. Die Künstler, welche hier jahrelang angesiedelt waren, und von ihrer Kunst lebten, sind, einige Franzosen abgerechnet, sämmtlich in Rom geblieben, und haben die Stürme der Revoluzion lieber geduldig aushalten, als den geliebten Sitz der Kunst verlassen wollen, der bereits ihr zweytes Vaterland geworden war. Dadurch, daß einige hier etablirte Kunstakademien fremder Nazionen, z. B. die Portugiesische und Spanische, eingegangen sind, hat die Kunst gleichfalls keinen wesentlichen Nachtheil erlitten; denn diese Akademien waren sehr unbedeutend. Die französische Akademie besaß zwar einige geschickte junge Künstler, aber auch diese gingen dadurch, daß sie Rom verlassen mußten, nicht für die Kunst verloren. Sie veränderten bloß ihren Aufenthaltsort. Mit einem Worte, soviel wir wissen, ist von den hier gewesenen Künstlern von Bedeutung, durch die Revoluzion kein einziger für die Kunst verloren gegangen, welches denen zur Beruhigung dienen mag, welche von der vorübergehenden Störung der Kunst,

die auch jeder andere Krieg verursacht hätte, große und dauernde Nachtheile befürchten. Der Tod mehrerer geschickten Künstler des Auslandes, eines More, Trippel, Turno, Drouaix, Carstens, welche in dem letzten Decennio vor der Revoluzion hier gestorben sind, war ein größerer Verlust für die Kunst, als die Zerstreuung der Lebenden, durch jene Unruhen.

Unter den hier lebenden Historienmalern italienischer Nazion, nennen wir, als die bekannteren, von denen sich öffentliche Arbeiten in Rom finden: Domenico Corvi von Viterbo, Tomaso Conca Römer, Domenico de Angelis von Ponzano, Pietro Labruzzi aus Rom, Mariano Rossi aus Sizilien, den Kapuzinermönch Pater Raffaelo, Giovanni Micocesi, Schüler des, vor einigen Jahren verstorbenen, Malers Cavallucci, Vincenzo Dolcibeni, Angelo Campanella eigentlich Kupferstecher, Luigi Agricola, unter den bisher genannten der vorzüglichste. Domenico del Frate und Bernardino Nocesi beyde von Lucca, Francesco Moro von Ge-

nua. Besonderer Erwähnung aber verdienen hier, Giacomo Berger aus Savoyen, Gasparo Landi aus Piacenza, als die beyden besten Koloristen in Rom, Pietro Benvenuti von Arezzo und Vincenzo Camoccini, Römer, welche beyde sich zur jetzigen französischen Schule bekennen. Berger hat sich im Kolorit nach Carravaggio und Valentin gebildet; auch neigt sich sein Stil mehr zur Nachahmung der wirklichen Natur, als der edleren Formen des Antiken. Er hat wenig Talent der Erfindung und seinen Figuren mangelt Leben und Bewegung; sie haben Charakter, wenn er diesen in der Natur findet, aber er drückt ihn unveredelt aus. Seine Gewänder sind meistens immer im guten Geschmacke geworfen, und vortrefflich gemalt. Unter den neueren Arbeiten dieses Künstlers, sind die Thorheit, die den Amor mit verbundenen Augen leitet, und eine Sündfluth, beyde mit Figuren in Lebensgröße, die vorzüglichsten. Landi arbeitete sonst in dem galanten Geschmacke einiger neueren Franzosen; aber in seinem neuesten Gemälde, das eine Grablegung der Madonna darstellt, und bestimmt ist, in ei-

ner Kirche zu Piacenza den leeren Platz auszufüllen, den ehemals das, von den Franzosen hinweggeführte, Gemälde desselben Gegenstandes von Annibale Carracci einnahm, scheint er, wahrscheinlich weil er fand, daß jener Toilettenstil sich für dieses ernste Sujet schlecht schicken würde, mehr die Meister der alten römischen Schule zum Muster genommen zu haben, und nicht ohne Glück. Nur ist er in den oben, in der Luft schwebenden Engeln, die nicht Kinder, sondern Jünglingsgestalten sind, in seine vorige Manier zurückgesunken. Uebrigens hat der Künstler seinen Gegenstand edler ausgedrückt, als Carracci. Dieser stellt die Beerdigung der Madonna so vor, wie sie, nach der in Italien üblichen Sitte, offen auf einer Bahre liegend, von den Jüngern auf den Schultern zu Grabe getragen wird. Man sieht in dieser Lage des Leichnams von der Hauptperson nur wenig, und die Jünger sind von gemeinen Lastträgern wenig verschieden. Landi läßt seine Madonna auf die Weise tragen, wie der todte Christ in der Grablegung Raphaels, im Pallaste Borghese zur Graft gebracht wird. Zwey Jünger tragen den Leichnam,

der in ein weißes Gewand gekleidet, und in seiner Lage edel gewendet ist, zur nahen Felsengruft. Einige andere Apostel blicken mit ehrfurchtsvoller Theilnahme auf die Todte herab. Einige Köpfe der Apostel sind dem Künstler wohl gelungen, andere sind charakterlos. Die Madonna ist eine sehr edle Gestalt, und die Todtenfarbe an ihr ist wahr, ohne widrig zu seyn. Das Ganze macht einen guten Effekt. Benvenuti und Camoccini, beyde noch junge Künstler, besitzen zwar kein ausgezeichnetes Talent der Erfindung, aber viel mechanische Geschicklichkeit. Camoccini ist einer der besten Zeichner, und Benvenuti hat, neben gleichem Verdienste in der Zeichnung, auch den Pinsel in seiner Gewalt. Er hat einige Gemälde verfertigt, die im Kolorit untadelich sind. Beyde junge Künstler haben das, jetzt ziemlich seltene, Glück gehabt, früh große Gemälde in Bestellung zu erhalten. Benvenuti hat bereits Altarblätter für verschiedene Kirchen in Toscana verfertigt. Sein letztes großes Gemälde, 24 Palmen breit, und 16 Palmen hoch, stellt die Judith dar, wie sie mit dem Haupte des feindlichen Heerführers

aus dem Lager in die Stadt zurückgekehrt ist, und dasselbe dem versammelten jüdischen Volke zeigt. Dieser Künstler hat weniger von dem Affektirten und Uebertriebenen der französischen Manier, weil er mehr nach Raphael und den alten Florentinern studirt hat. Sein gelungenstes Werk ist eine Delphische Sibylle in Lebensgröße, in sitzender Stellung wahrsagend. Die Zeichnung des Nackten und der Gewänderwurf, sind in einem großen Geschmacke. Besonders ist dem Künstler der Ausdruck der Begeisterung, in dem interessanten Kopfe und in der sprechenden Attitude der ganzen Gestalt geglückt. Dieß Bild, obwohl es nur eine einzelne Figur enthält, ist eines der besten, die seit mehreren Jahren in Rom verfertigt worden sind.

Camoccini arbeitet, seit verschiedenen Jahren, an zwey Gemälden für den Lord Bristol, die ungefähr die Größe der Judith des Benvenuti haben. Das erste derselben, die Ermordung des Cäsars in der Curie des Pompejus, ist bereits seit einem Jahre fertig, und verdient, als das erste große Werk dieses jungen Künst-

lers, viel Lob. Uebrigens ist die Anordnung des Gemäldes und besonders der Hauptgruppe zu theatralisch, und die Attitude Cäsars, welcher mit einem Fuße auf die Erde knieend, den linken Arm gegen seine Mörder vorstreckt, ist eine Nachahmung des Marius von Drouais, welcher durch einen Kupferstich von Lips auch in Teutschland bekannt geworden ist. Die Zeichnung des Nackten ist im Stil der Antike, bestimmt und korrekt; aber die Köpfe haben wenig physiognomischen Charakter, und sind meistens Nachahmungen antiker Büsten, die das Steinerne der Originale beybehalten haben. Das Kolorit ist kalt und gleichfalls steinern, und das Ganze hat, wegen der Menge von Figuren in weißen Togen, zu viel Einförmigkeit, obwohl der Künstler durch Anordnung und Beleuchtung gestrebt hat, diesem Uebelstande abzuhelfen. Da dieser Künstler bemittelt ist, so kann er den Aufwand, welchen die Verfertigung eines Gemäldes nach der französischen Methode kostet, ohne Einschränkung bestreiten, und bloß für seinen Ruhm arbeiten; denn so gut auch Lord Bristol bezahlt, so reicht doch der Preis eines solchen Gemäl-

des kaum hin, dem Künstler seine Auslagen, geschweige den Fleiß und die Mühe mehrerer Jahre zu vergüten. Das Gegenstück zum Tode Cäsars, der Tod der Virgina, von gleicher Größe, an welchem der Künstler bereits über ein Jahr arbeitet, ist erst bis zum Carton gediehen. Es hat in der Komposizion sowohl, als im Stil der Zeichnung, große Vorzüge vor dem ersten.

Fremde Historienmaler sind jetzt in Rom nur wenige, die genannt zu werden verdienen, und diese wenigen sind Teutsche, nämlich Angelika Kaufmann, Müller und Rehberg. Angelika behauptet ihren frühe erlangten Ruhm, die erste ihres Geschlechts in dieser Kunst zu seyn, auch noch im Alter. Sie hat noch in den letzten Jahren einige große historische Gemälde, und eine Menge Portraits, meistens für reisende Engländer, verfertigt, worunter einige in ganzer Figur und Lebensgröße sind. Obgleich auch die Römer dieser Künstlerinn Gerechtigkeit widerfahren lassen, so besitzt doch Rom kein Gemälde von ihr. Müllers, weiland Dichters und Malers, Muse, schlummert seit mehre-

ren Jahren. Er treibt jetzt das Geschäft eines ambulirenden Antiquars bey Fremden. Rehberg von Hannover, Professor der Berliner Akademie, ein fleißiger Künstler, hat in den letzten Jahren verschiedene Gemälde für den Lord Bristol verfertigt. Eines seiner gefälligsten Gemälde ist: Bacchus, Amor und Bathyll, welche Trauben keltern, nach dem Anacreon. Der Künstler hat es verschiedene Male wiederholt. Der Darmstädter Schmid, lebt seit verschiedenen Jahren in Neapel.

Von italienischen Landschaftsmalern verdienen hier nur Labruzzi, der Bruder des Historienmalers dieses Namens, Campovecchio, ein Schüler und Nachahmer Hackerts, und Fidenza genannt zu werden. Alle drey erheben sich jedoch nicht über das Mittelmäßige, und können sich keinem der guten ausländischen Landschaftsmaler, die hier ihre Kunst ausüben, an die Seite stellen. Unter diesen sind der Franzose Boguet, der Flamänder Denis, der Russe Theodor Mattweff, der Teutsche Reinhart, der Holländer Voogd, und der Engländer Wallis die vorzüglichsten.

Vo-

Boguet behauptet einen Platz unter den besten Landschaftsmalern unserer Zeit. Seine Komposizionen sind reich, interessant, in einem edeln Stile gedacht, drücken den Charakter der italienischen Natur, wahr und schön aus, und seine Gemälde sind fleißig und harmonisch ausgeführt. Nur könnte man seinem Pinsel einen freyeren, gefälligeren und kräftigeren Vortrag wünschen. Die letzten und besten Gemälde dieses Künstlers sind zwey große Gemälde, welche kriegerische Begebenheiten aus dem ersten Feldzuge Bonaparte's in Italien, im Jahre 1796 darstellen. Sie sind auf Ordre Bonaparte's verfertigt, und für die französische Nazion bestimmt. Auf einem derselben ist die Schlacht bey Rivoli, und auf dem andern, Bonaparte's Uebergang über den Po bey Piacenza abgebildet. Der Künstler hat das Lokal zu beyden Gemälden treu aus der Natur genommen, und die Akzion ist ihm von Adjutanten Bonaparte's an Ort und Stelle selbst beschrieben worden; so daß diese Gemälde zugleich Portrait und Geschichte sind, ohne daß die Wirklichkeit den Künstler beschränkt zu haben scheint. Das Lokal von Ri=

voli ist eine so malerische Gebirgsgegend, daß es schwer seyn würde, eine schönere zu erfinden, und der Uebergang über den Po, zeigt, in einem ganz entgegengesetzten Charakter, die flachen Gegenden der Lombardey mit einer so reizenden und harmonischen Ferne, daß wir uns wenig neuere Gemälde gesehen zu haben erinnern, die so im Geiste Claude's behandelt wären, als dieses. Ungeachtet der Künstler kein Bataillenmaler ist, so hat er doch die Schwierigkeiten der Aufgabe sehr glücklich gelöst, und das Historische der kriegerischen Begebenheiten mit der Landschaft so gut zu vereinigen gewußt, daß zwar die Landschaft dominirt, aber ohne dem Interesse, das der Inhalt erregen soll, im mindesten zu schaden. Den historischen Werth dieser beyden Gemälde, erhöhet noch die treue Nachbildung des Charakters, der Tracht und der Sitte des französischen Militairs.

Denis hat sein Hauptverdienst in einem brillanten Pinsel und in den schönen, sonnigen Vorgründen seiner Landschaften, welche das Auge des Liebhabers angenehm blenden, und seinen Ar-

beiten guten Absatz verschaffen. Uebrigens ist dieser Künstler arm in der Erfindung, seine Komposizionen sind einförmig, seine Staffagen sind, mit geringen Veränderungen, fast immer dieselben, und seine Mittelgründe und Fernen leer; aber er weiß diese Leerheit geschickt in Duft und Nebel zu hüllen, und überhaupt seine schwachen Seiten, zum Beyspiel im Baumschlage, so gut zu verbergen, daß man sie nur dann bemerkt, wenn man mehrere seiner Arbeiten gesehen hat. Denis ist fleißig, arbeitet mit Leichtigkeit, und macht gern Wiederholungen von seinen Bildern; daher kauflustige Liebhaber, immer einen reichlichen Vorrath von verfertigten Arbeiten in seinem Studium vorfinden. Eines seiner besten Gemälde ist der Golf von Salerno, mit einem Sonnenuntergange.

Mattweff hat mehr Erfindung, als Studium. Er liebt das Starke, Wilde und Auffallende der Natur, im Charakter des Salvator Rosa, dem er sich auch in seinem etwas cruden, disharmonischen Kolorite nähert, ohne jedoch ihn vorsetzlich nachzuahmen, daher auch seine Manier mit

der des Salvator Rosa weiter keine Aehnlichkeit hat. Der Vortrag seines Pinsels, stimmt mit dem Charakter seiner Kompositionen überein, und ist mehr dreist und kraftvoll, als elegant.

Reinhart behauptet, in mehreren Theilen seines Faches, einen hohen Rang unter den Besten. Im gründlichen Studium übertrifft ihn keiner, hat ihn vielleicht nie einer übertroffen. Alle Gegenstände der landschaftlichen Natur, vornehmlich Bäume, Felsen, Ruinen, die Pflanzen der Vorgründe 2c. sind in seinen Gemälden so charakteristisch, und mit so meisterhafter Sicherheit und Bestimmtheit ausgedrückt, daß man jede Baumart, jedes Gewächs, jede Stein- und Felsenart in ihnen, so gut wie in der Natur selbst, wieder erkennt. Sein Vortrag im Zeichnen ist geistvoll und kräftig, und verräth in jedem Striche die sichere und geübte Hand des Meisters; seine Malereyen sind Zeichnungen mit dem Pinsel. Der Künstler hat sich diese seltene Vollkommenheit, durch ein vieljähriges und hartnäckiges Studium nach der Natur erworben. Seine Studien sind nicht flüchtige Umrisse, oder Skiz-

zen, sondern vollendete Gemälde, oder ausgeführte Zeichnungen. Mit derselben Gründlichkeit hat der Künstler die Anatomie und den Charakter der Thiere studirt. Seine radirten Blätter sind bekannt genug. Reinhart besitzt, neben seinen übrigen Künstlerverdiensten, auch das Talent der Erfindung in einem hohen Grade. Seine Komposizionen sind reich, in einem grossen Stile gedacht, und voll poetischer Schönheiten. Er ist originell in seinen Erfindungen; er hat die Werke der größten Meister in seinem Fache, der Poussins, des Claude und Ruisdahl studirt, aber ohne sie nachzuahmen. Reinhart hat bisher mehr radirt, als gemalt. Deßungeachtet lassen seine Oelgemälde wenig zu wünschen übrig. Einige wollen in dieses Künstlers Gemälden zuviel Bestimmtheit des Details in den entfernten Gegenständen finden, wodurch dieselben dem Auge zu nahe gebracht, und der Haltung und Harmonie des Ganzen nachtheilig werden. Wenn dieser Tadel wirklich gegründet ist, so liegt der Grund wohl darin, daß der Künstler bisher mehr Studien nach der Natur, als ausgeführte Gemälde gemacht hat, und es wird diesem

Künstler leicht seyn, den ihm vorgeworfenen Fehler, der aus einem noch nicht zur Uebereinstimmung mit sich selbst gelangten Streben nach Vollkommenheit entspringt, abzulegen. Es wäre zu wünschen, daß alle Künstler seines Faches eine Zeitlang dieses Fehlers zu beschuldigen wären, daß sie immer auf dem Wege der strengsten Bestimmheit des Details zur Harmonie des Ganzen fortschritten.

Voogd aus Amsterdam, verbindet Talent der Erfindung mit einem sehr gefälligen Vortrage des Pinsels, der noch immer ein Vorzug der Niederländer zu seyn scheint. Gefällig und heiter ist auch der Charakter seiner Komposizionen; und das Kolorit seiner Gemälde, ohne in den Lokaltinten immer wahr zu seyn, ist im Ganzen harmonisch, und schmeichelt dem Auge durch seinen Reiz. Dieser Künstler hat, seit verschiedenen Jahren, mehrere vortreffliche Zeichnungen, nach den besten hier befindlichen Landschaften von Claude le Lorrain, Caspar Poussin und Swanevelt für Kupferstecher gemacht.

Wallis, ein Schottländer, zeigt sich in seinen Komposizionen als einen Nachahmer Poussins. Vielleicht hat er dadurch, daß er der Manier eines andern folgt, seinem eigenthümlichen Talente zur Erfindung geschadet. Er sucht Größe, meistens auf Kosten der Schönheit, und da es ihm an Studium des Details gebricht, so ist seine Größe charakterlos und gewöhnlich leer. Sein Kolorit ist weder wahr, noch reizend, und der Vortrag seines Pinsels ist roh und undelikat. Verführt durch die vernachläßigte Ausführung in vielen Gemälden Poussins und Salvator Rosa's, steht dieser Künstler in dem Irrthume, daß der große Stil die charakteristische Wahrheit im Detail nicht vertrage, und hat deshalb diesen wichtigen Theil seiner Kunst, zu seinem eigenen Schaden, fast ganz versäumt. Wallis hat mehrere Themate zu seinen Gemälden aus dem Ossian gewählt, wie er denn überhaupt, nach dem Beyspiele der beyden Poussins, seinen Landschaften, durch Staffirung mit einer dramatischen Handlung, historisches Interesse zu geben sucht; da er selbst aber keine Figuren zeichnen kann, so läßt er sich die Staffagen gewöhnlich von

andern Künstlern verfertigen. Dieser Künstler ist jetzt der einzige Maler seiner Nazion in Rom.

Unter den hiesigen Künstlern, welche durch ihr Talent Auszeichnung verdienen, gehört auch Koch aus Tyrol, ehemaliger Zögling der Stuttgarder Akademie. Die Natur hat wenige, die sich der Kunst widmen, mit soviel Talent ausgestattet, als ihn; aber zu frühe sich selbst überlassen, und vielleicht auch im Kampfe mit Hindernissen, hat dieser Künstler seine wilde Phantasie durch kein planmäßiges Studium gezügelt, und sein Geschmack hängt, wie dieß bey Köpfen seiner Art gewöhnlich ist, mehr an wilder, bizarrer Größe, an dem Abentheuerlichen und Ausschweifenden, als an reiner Größe und Schönheit. Koch folgt, wie Wallis, dem Prinzip der Vereinigung der Landschafts- und Geschichtsmalerey, und leistet darin auch bey weitem mehr, als dieser; aber Mangel an gründlichem Studium in beyden Fächern, macht ihn unvermögend, dieß Problem glücklich zu lösen, nnd nöthigt ihn oft, statt aus der Natur, aus andern Kunstwerken

zu schöpfen. Da überdieß diesem Künstler Sinn für Kolorit und Uebung im Malen mangelt, so ist er in der Ausführung seiner Komposizionen auf einfarbige Zeichnungen eingeschränkt, weshalb wir ihn auch nicht unter den eigentlichen Landschaftsmalern mit aufgeführt haben; deren keinem er übrigens an Talent der Erfindung nachsteht. Auch zeigt das, was der Künstler unter diesen beschränkenden Umständen wirklich leistet, wie viel er zu leisten im Stande wäre, wenn eine zweckmäßigere Ausbildung sein glückliches Talent gehörig entwickelt hätte.

Von den hiesigen Bildhauern giebt uns bloß Canova, durch die Menge großer Arbeiten, die man in seiner Werkstatt findet, Veranlassung von denselben, und von dem Stil dieses Künstlers überhaupt, etwas ausführlicher zu sprechen. Obgleich es schwer seyn möchte, diesen letzteren zu bestimmen, da die bisherigen Arbeiten Canova's einen Mangel an bestimmten und festen Prinzipien, und ein Schwanken zwischen verschiedenen Manieren zeigen. Im Ganzen neigt sich jedoch des Künstlers Geschmack und Ma-

nier mehr zum Gefälligen und Reizenden, welches oft an schlaffe Mürbheit gränzt, als zu kraftvoller Größe und reiner Formenschönheit, die eigentlich das Wesen der Skulptur ausmacht. In vielen Arbeiten Canova's z. B. in der Gruppe Amor und Psyche, in der büßenden Magdalena, in der Hebe, in dem Genius an dem Grabmale des Papstes Rezzonico in St. Peter ꝛc. ist die Weiche bis zur Schlaffheit, und der Reiz der Materie bis zum Widerlichen getrieben, so daß sie in dieser Rücksicht der bekannten Gruppe Apoll und Daphne, von Bernini fast gleich kommen. Seine letzteren Arbeiten, von denen wir einige der vorzüglichsten sogleich aufführen werden, haben diesen Fehler weniger. Der Künstler glaubt, daß die natürliche Weiße des neugearbeiteten Marmors Härte verursache, und das Auge beleidige. Er bedient sich also des Kunstgriffes, nach vollendeter Ausführung, die Statue mit einer Beize von Rußwasser zu überstreichen, wodurch der Marmor einen zarten gelblichen Ton erhält, so wie die Zeit ihn vielleicht nach funfzig, oder hundert Jahren ihm geben würde. Aber diese Tünche giebt

der Oberfläche des Marmors etwas Wachsartiges, wodurch ein gesundes Auge, das nur schöne Form sehen will, mehr beleidigt, als geschmeichelt wird. Solche Liebhaber hingegen, denen nichts mürbe und verblasen genug ist, werden durch diese wächserne Weichheit der Materie entzückt.

Die neuesten Arbeiten Canova's, welche theils schon in Marmor vollendet, theils gegenwärtig ausgearbeitet werden, sind: 1) Ein Monument für die verstorbene Erzherzoginn Christina, das in Wien, in der Augustinerkirche, in derselben Kapelle, wo das Grabmal des Kaysers Leopold von Zauner befindlich ist, errichtet werden soll. Auf einer, in verschiedenen Stufen sich verjüngenden, Base, steigt eine halb erhaben gearbeitete Pyramide, als das für die Verstorbene bestimmte Grabmal, empor. Eine weibliche Figur, nach des Künstlers Idee die Tugend, von zwey jungen Mädchen mit Fackeln begleitet, hält in beyden Händen den Aschenkrug, und ist im Begriff, in die offene Thüre des Grabmals einzugehen. Ihr folgt, die Stufen

hinansteigend, die Wohlthätigkeit von einer jungen Wayse und einem Greise, der gebeugt am Stabe geht, begleitet. Sämmtliche Figuren sind in Lebensgröße, und durch einen Teppich, der über die Stufen der Base ausgebreitet liegt, mit einander verbunden, damit sie nicht wie isolirte Gestalten auf der dunkeln Base stehen. Diese Prozession nahet sich der Pyramide von der rechten Seite. Auf den Stufen zur Linken, ruhet ein Genius, der das Wappen der Verstorbenen hält, auf einen Löwen gestützt. Ueber der Thüre schwebt ein Genius mit dem Bildnisse der Verstorbenen, das von einer Schlange, dem Sinnbilde der Unsterblichkeit, umgeben ist, empor. Wir begnügen uns bloß mit der Anzeige dieses Monuments, dessen Ausführung in Marmor noch wohl einige Jahre erfordern wird, ohne dem Urtheile des Publikums vorzugreifen.

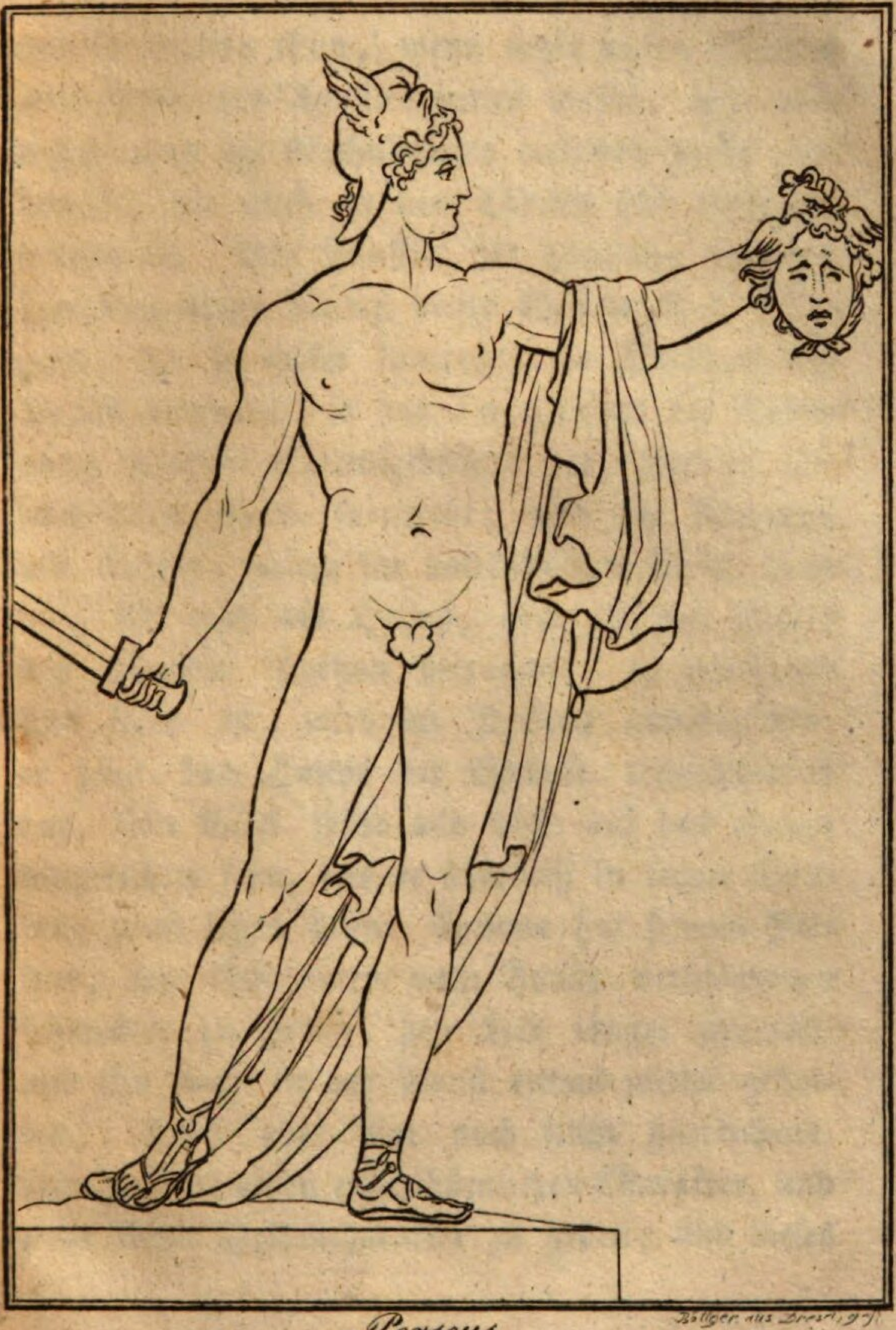
2) Ein rasender Herkules, der den Lichas ins Meer schleudert. Eine kolossale Gruppe, in welcher der Herkules die Größe des Farnesischen hat. Der erste Versuch des Künstlers im Heroischen, nachdem er bis dahin bloß ge-

fällige Gegenstände, als Amor und Psyche, Venus und Adonis rc. behandelt hatte. Er hat in dieser Gruppe ein Gegenstück zu dem ruhenden Herkules von Farnese machen wollen, und diesen Heros in einer gewaltsamen Bewegung dargestellt. Das Unternehmen, sich mit dem alten Glykon in einen Wettkampf einzulassen, ist kühn, und macht dem Muthe des Künstlers Ehre; aber wir zweifeln, daß ihm die Nachwelt die Palme reichen werde. Unserm Urtheile nach, ist diese Gruppe ein mißlungenes Werk, und sowohl durch ihren Inhalt, als durch die Ausführung unfähig, ein ästhetisches Gefallen zu erregen. Die Stellung des Herkules ist gewaltsamer, als Noth thut, verdreht, und der Ausdruck in seinem Gesichte, eine scheusliche Karrikatur ohne Charakter. Widrig ist die Art, wie der Rasende den Lichas mit einer Hand bey den Haaren, und mit der andern einen Fuß nnter der Sole gefaßt hat; dazu ist die Bewegung von der Art, daß er ihn, so wie er wirft, nicht fern von sich schleudern kann. Der Künstler hat das vergiftete Hemde, die Ursache der Raserey des Herkules, durch einen meskinen Strei-

sen anklebendes Gewandes angedeutet, der von der linken zur rechten, wie ein Ordensband quer über die Brust geht, und einen sehr kahlen Effekt macht. Bey allem dem hat der Künstler die Gutmüthigkeit gehabt, einen Abguß des Farnesischen Herkules neben seine Gruppe zu stellen, und so jeden Betrachter zur Vergleichung beyder aufzufodern. Vor der Revoluzion war der neapolitanische Hof geneigt gewesen, diese Gruppe zum Kompagnon des antiken Herkules zu kaufen; dieser scheint sich indeß den modernen Gesellschafter verbeten zu haben. Jetzt hat der Banquier Torlonia sich zum Ankauf derselben entschlossen, und sie wird gegenwärtig in Marmor ausgeführt.

3) Perseus mit dem Haupte der Gorgone; eine Statue über Lebensgröße. Wie in der vorhin erwähnten Gruppe mit dem Herkules, so hat der Künstler in dieser Figur mit dem vatikanischen Apollo wetteifern wollen, und dieser Versuch ist ehrenvoller für den Künstler ausgefallen, als der vorige; denn er hat sich hier mehr an das antike Werk gehalten. Man

VII.



Perseus.

Böttger aus Dresd. 97.

Z. S. 271.

würde unrecht thun, wenn man diesen Perseus eine Kopie des Apollo nennen wollte, aber niemand wird die Nachahmung desselben darin verkennen, die auch in den Theilen sehr wohl gelungen ist. Der Künstler hat nämlich, wie der hier beygefügte Umriß dieser Statue (Taf. VII.) zeigt, die so schön kontrastirende Stellung des Apollo verändert, so daß im Perseus die Bewegung weniger Mannigfaltiges hat, sondern wie nach einer Seite fortstrebt; und die Richtung des Kopfes, welche im vatikanischen Apoll, man mag ihn nun als Helios, oder als den Tödter des Drachen Python betrachten, so bedeutend und schön ist, wird im Perseus unbedeutend; er zeigt das Haupt der Meduse triumphirend dar, sein Blick sollte also nicht auf das Haupt hingerichtet seyn, das er überdieß in seiner Stellung nicht sehen kann. Canova hat seinem Perseus, um ihm einen vom Apollo verschiedenen Charakter zu geben, den Leib länger gemacht, und ihn auch in der Brust etwas weiter gehalten. Dieß aber war noch nicht hinreichend, dem Perseus einen eigenthümlichen Charakter, und zwar einen Heldencharakter zu geben; und dieses

ist, wie es uns scheint, der vornehmste Tadel, den man dem Künstler bey dieser Statue machen kann. Ihr mangelt ein bestimmter Charakter; es ist keine Heldengestalt. Das Göttliche des Apollo, das in diesem die höchste Vortrefflichkeit ausmacht, ist in jenem ein Fehler. Uebrigens ist diese Statue in der Ausführung und in der Behandlung des Marmors nicht genug zu loben. Sie läßt in dieser Rücksicht nichts zu wünschen übrig. Der Künstler hat hier seine gewöhnliche Mürbheit vermieden, und den Marmor so behandelt, daß die Form überall auf das zarteste bestimmt ist, (und doch die künstliche Behandlung der Materie nirgends den mindesten Anspruch macht.) Diese Statue hat der Papst für das Museum angekauft; sie ist also gewissermaßen bestimmt, den Verlust des vatikanischen Apollo zu ersetzen. Eine möglichst genaue Kopie in Marmor würde dieß weit vollkommener geleistet haben. Der heilige Vater hat dem Künstler für sein Werk liegende Gründe und den Cavaliertitel gegeben.

4) und 5) Die beyden Faustkämpfer, Creugantes und Damoxenos, zwey Studien über

über Lebensgröße, die zwar jeder ihre eigene Base haben, aber doch durch ihre Handlung nur eine Gruppe ausmachen sollen. Der Künstler hat das Süjet zu diesen beyden Statuen aus dem Pausanias genommen. Dieser erzählt von beyden Faustkämpfern folgendes: „Creugantes von Durazzo und Damoxenes von Syracusa, welche als Faustkämpfer in den Nemeischen Spielen auftraten, hatten bereits bis gegen Abend gekämpft, ohne einander einen entscheidenden Streich anbringen zu können, der einem, oder dem andern den Sieg verschaffe. Sie kamen also, um dem Kampf ein Ende zu machen, überein, daß jeder dahin schlagen solle, wohin er wolle. Nachdem Creugantes dem Damoxenes einen Schlag auf den Kopf versetzt hatte, foderte dieser, daß Creugantes den Arm hoch halte, und versetzte ihm mit starrer Hand, einen so mörderischen Stoß in den, durch die angenommene Stellung gespannten, Leib, daß er ihm denselben aufriß, mit der Hand in die Eingeweide fuhr, und diese zugleich mit jener aus dem Körper seines unglücklichen Gegners hervorzog. Dieser starb auf der Stelle. Die Argiver, empört durch

die Bosheit des Damoxenes, bestraften diesen, obwohl er gesiegt hatte, mit dem Exil, und schmückten dagegen den todten Creugantes mit der Siegskrone; auch ward demselben zu Ehren eine Statue errichtet, welche zur Zeit des Pausanias noch im Tempel des Jupiter Lycäus in Arcadien zu sehen war." — Der Künstler hat den Moment gewählt, wo Creugantes seinem Gegner bereits den Schlag auf den Kopf gegeben hat, und nun, auf dessen Foderung, den Arm empor hält, um den Stoß zu empfangen, den der andere ihm in diesem Augenblicke bereitet. Daß der erste seinen Schlag bereits gegeben habe, hat der Künstler dadurch andeuten wollen, daß er die ledernen Schlagriemen, womit die Kämpfer ihre Fäuste zu waffnen pflegten, bereits abgelegt hat; (man sieht sie auf der Base zu seinen Füßen liegen) des Damoxenes Hände hingegen noch damit bewaffnet sind. Ohne dieses zu beachten, würde es vielmehr scheinen, als ob Creugantes, welcher die Hand auf den Kopf legt, zum Schlage ausholen wollte, also in diesem Momente der angreifende Theil sey, da er eigentlich bloß der leidende seyn soll. Der Künstler

VIII.

Crugantes. Z. S. 275.

IX.

Damoxenos.

Böttger aus Dresd. gest.

Z. S. 275.

hat in beyden Statuen die Natur der Faustkämpfer sehr gut ausgedrückt; edler in dem Creuganes, vielleicht um mehr für ihn zu interessiren; etwas schwerer, doch ohne Plumpheit im Damoxenes, die Stellung der Figuren, ist der Handlung angemessen, und die Bewegung voll Kraft und Leben. Ueberhaupt sind diese Statuen, unter den verschiedenen Arbeiten des Künstlers, das Vorzüglichste. Er hat in ihnen den Charakter seines Gegenstandes glücklich ergriffen, obgleich seine beyden Faustkämpfer von dem Cestusschläger in der Villa Borghese sehr abweichen, welcher, sowohl in den Formen, als in der Stellung mehr Behendigkeit und weniger aufgetriebene Muskeln zeigt. Beyde Figuren sind hier auf Taf. VIII. und IX. im Umrisse abgebildet.

Von den Basreliefs dieses Künstlers, deren er mehr verfertigt, und auch einige in Marmor ausgeführt hat, sagen wir hier lieber nichts, da wir nichts Gutes von ihnen sagen können. Es scheint, daß Canova ganz eigene Begriffe vom Stil und von der Komposizion eines Basreliefs habe, die von den Begriffen der alten Künstler

völlig verschieden sind; und als ob er sich vielmehr die alten Vasengemälde zu Mustern genommen habe; eben so leer und unverbunden sind seine Basreliefs. Wer nach ihnen Canovas Künstlerverdienst bestimmen wollte, würde nicht viel zu seinem Ruhme beytragen, und doch haben sie in einem Manne, der hier für einen der ersten Kunstkenner gilt, ihren Lobredner gefunden, der sich deshalb bey der Kritik verantworten mag.

Man hört so oft Künstler über die Unerkenntlichkeit und Kälte unsers Zeitalters klagen, das die Künste weder schätze, noch die Künstler unterstütze. Wir wollen nicht entscheiden, ob diese Klagen immer so gegründet sind, und ob jemand Ansprüche auf die Unterstützung des Publikums zu machen habe, ehe er seine Würdigkeit durch die That legitimirt hat. Soviel lehrt die Erfahrung, auch zu unsern Zeiten, daß es Künstlern, welche fähig waren, allgemeine Aufmerksamkeit zu erregen, nie an Bewunderern, und was jene vielleicht am meisten beneiden, nie an Käufern fehlt, und daß die Liebhaber unserer

Zeit weit theurer bezahlen, als in vorigen Zeiten. Wir sehen, daß, wenn ein Künstler seinen Ruf einmal gegründet hat, das Publikum gewöhnlich des Guten zu viel thut, da der Enthusiasten mehrere sind, als der Kenner; daher auch die Nachwelt es so oft nöthig findet, das übertriebene Lob der Zeitgenossen auf das gebührende Maaß herabzustimmen. Mengs, David, Hackert, Angelica und andere zum Theil noch lebende, genossen, oder geniessen noch Ruhm, Achtung und Wohlstand, gleich den berühmtesten in den schönen Zeiten der Kunst. Daß oft auch ein Unwürdiger auf eine Zeitlang ein Ansehen erschleicht, und dem unverständigen Liebhaber kostbaren Schofel verkauft, während ein Verdienstvoller unerkannt darbt, ist dem Laufe der Dinge gemäß, und ein Loos, das nicht bloß den Künstler allein trifft. Auch Canova ist ein Beweis mehr, von der großen Willfährigkeit des Publikums, dem von ihm gekannten Verdienste seine Krone darzureichen. Canova's Name schwebt auf den Flügeln des Ruhms, durch ganz Italien, und jenseits der Alpen, und da das Publikum nicht immer den richtigen

Maaßstab für jedes Verdienst hat, so ist seine Schätzung schrankenlos. Man stellt ihn den Antiken gleich, oder erhebt ihn über dieselben. Die Nachwelt wird ihm seinen gebührenden Platz anweisen. Canova übt auch die Malerey aus, aber mehr zum Vergnügen und zur Veränderung seines unermüdlichen Beschäftigungstriebes, als aus eigentlichem Beruf. Indessen haben auch seine Malereyen, besonders im Kolorit, viel Verdienst. Er folgt darin der venezianischen Schule; in der Zeichnung aber seiner eigenen Manier. Es ist merkwürdig, daß dieser Künstler weit mehr Sinn für Farbe, als für Form hat; denn das Kolorit seiner Gemälde ist bey weitem vorzüglicher, als die Zeichnung seiner Figuren.

Unter den übrigen Bildhauern in Rom, sind vielleicht einige, welche, unter ähnlichen begünstigenden Umständen, dem Venezianer Canova den Rang streitig machen könnten; aber kein anderer kann sich in diesen Wettkampf einlassen, weil die Gelegenheit fehlt, sich in großen Arbeiten zu zeigen. Seinen gefährlichsten Neben-

buhler Trippel von Schaffhausen raffte unglücklicher Weise der Tod hinweg, als dieser eben durch ausharrenden Muth die Hindernisse eines widrigen Schicksals glücklich besiegt, und seinen Künstlerruf gegründet hatte. Keller von Zürch, ein junger Bildhauer, der mit Talent, Geschmack und Studium, viele Bildung des Geistes verbindet, würde zeigen, daß er fähig ist, den Verlust, den Helvezien durch Trippels Tod erlitten hat, zu ersetzen, wenn sein Vaterland ihm durch Auftragung großer Arbeiten Gelegenheit geben wollte, seine Kunst in großen Werken auszuüben; denn diese nur können das Talent und das Studium des Künstlers völlig entwickeln und ausbilden.

Die Kupferstecherkunst hat sich vielleicht nie in Rom in einem blühendern Zustande befunden, als gegenwärtig. Sie hat dieß zum Theil der Richtung des Zeitgeschmacks auf diesen Kunstzweig, vornehmlich aber dem Kunsteifer Volpato's zu danken, der wirklich dieser Kunst, theils dadurch, daß er, selbst ein geschickter Kupferstecher, mehrere gute Schüler gebildet hat,

theils dadurch, daß er die besten Kupferstecher für seinen Kunstverlag arbeiten läßt, hier einen neuen Schwung gegeben hat. Der alte Cunego, jetzt ein abgelebter Greis, ist vielleicht als Künstler der verdienstvollste unter allen, wenn er gleich mehrerern in der Reinlichkeit und Eleganz des Stiches nachsteht. Dafür aber sind seine Blätter durchaus wohl verstanden, weil er selbst ein tüchtiger Zeichner ist, und die Zeichnungen zu seinen besten Blättern selbst gemacht hat. Seine Blätter nach Michel Angelo sind das Vorzüglichste von allen, was bis jetzt nach diesem Meister gestochen worden.

Unter Volpato's Schülern sind Bettinelli, Campanella und Folo die vorzüglichsten. (Morghen nennen wir hier nicht, weil er in Florenz lebt.) Ihre Blätter, nach vorzüglichen Gemälden italienischer Meister, sind wahrscheinlich in den Händen aller geschmackvollen Liebhaber. Von unserer Nazion leben gegenwärtig zwey verdienstvolle Kupferstecher in Rom: Gmelin von Karlsruhe, und Metz von Bonn. Den ersten kennt das Publikum längst aus meh-

reren schönen, reinlich und fleißig gestochenen Blättern von merkwürdigen Gegenden und Naturszenen Italiens, die der Künstler sämmtlich nach seinen eigenen Zeichnungen verfertigt hat. Jedes spätere Blatt von Gmelin zeigt die Fortschritte desselben zu größerer Vollkommenheit im Mechanischen der Kunst, und sein letztes Blatt vom Lago d'Averno kann sich in dieser Rücksicht den besten Blättern unserer Zeit an die Seite stellen. Kraft, Eleganz, Reinlichkeit und Harmonie sind darin in hohem Grade vereinigt. Kenner wollen in den früheren Blättern dieses Künstlers tadelnd bemerken, daß ihnen das mangelt, was man gewöhnlich Farbe nennt, der Lokalton jedes Gegenstandes. Wahrscheinlich kommt das daher, weil der Künstler immer nach seinen etwas hell gehaltenen Zeichnungen gestochen hat. Vielleicht läßt sich die Farbe nie erreichen, wenn nicht wenigstens die Zeichnung nach einem Gemälde verfertigt, oder wenn nicht der Künstler selbst Maler ist, und auch in der farblosen Bistermanier den Lokalton der Gegenstände auszudrücken weiß. In H. Gmelins letzten Blättern bemerkt man diesen Mangel weni-

ger, weil sie kräftiger gehalten und mehr zusammen gearbeitet sind. Gewiß würde er bald völlig schwinden, wenn der Künstler mehr nach Gemälden arbeitete. Seine letzten Blätter sind zwey Landschaften nach Claude le Lorrain, wovon die Originale sich in der Dresdner Gallerie befinden, wo der Künstler sie vor einigen Jahren in Zeichnung kopirt hat.

Herr Metz von Bonn, der sich, während eines zwanzigjährigen Aufenthalts in England, unter Bartolozzi zu einen geschickten Kupferstecher gebildet hat, lebt, seit etwa anderthalb Jahren, in Rom, und hat den Stich des jüngsten Gerichts von Michel Angelo unternommen. Das Ganze wird auf eilf Platten in Foliogröße enthalten seyn, so daß jedes Blatt eine Hauptgruppe des Gemäldes darstellt. Ein zwölftes Blatt wird dann, in kleinerem Maaßstabe, die Umrisse des Ganzen zur Uebersicht enthalten. Die Figuren werden um die Hälfte größer, als die in dem großen, von Georgio Mantovano auf zehn Platten gearbeiteten, Kupferstiche von diesem Bilde. Der Künstler, ein sehr geschickter

Zeichner, verfertigt sich die Zeichnungen zu diesem Stiche selbst, mit einem solchen Verständniß und mit so vieler Treue, in Form und Ausdruck, daß nichts mehr zu wünschen übrig bleibt, als daß der Künstler Unterstützung genug finden möge, um die sämmtlichen Deckengemälde der Sixtinischen Kapelle zu stechen, und so das Vollkommenste, was Michel Angelo hervorgebracht hat, dem drohenden Untergange zu entreissen. Wir dürfen an der Erfüllung dieses Wunsches nicht ganz verzweifeln, da Hr. Metz diese Unternehmung eigentlich für das englische Publikum berechnet hat, das große, kostspielige Unternehmen gerade am liebsten unterstützt. Der Preis der zwölf Blätter vom jüngsten Gericht ist für die Subskribenten zwölf Guineen. Eines davon, das die Barke des Charon, nebst den übrigen Figuren des untern Winkels, aus der linken Seite des Gemäldes enthält, ist bereits gestochen, und zeigt, daß sich der Künstler nicht zuviel zutraute, als er sich zu dieser Unternehmung entschloß. Der Stich ist in punktirter Manier, nach Zeichnungsart, meisterhaft behandelt.

Der Raum nöthigt uns, diesen, vielleicht schon zu langen, Artikel, zu schließen. Wir haben aber geglaubt, in demselben etwas ausführlicher seyn zu müssen, weil die bildenden Künste der einzige Kulturzweig sind, worin Rom allen übrigen großen Städten den Vorzug streitig macht. Ja, wie ungünstig auch das letzte Jahrzehend der Ausübung dieser Künste in Rom gewesen ist, so zeigt sich uns doch, bey dem Ueberblicke ihres Gebiets, keine Spur eines Zurücksinkens ihrer Kultur. Im Gegentheile haben sie sich, selbst während dieser stürmischen Periode, aus dem Zustande der Versunkenheit, worin sie sich im Laufe des verflossenen Jahrhunderts befanden, sichtbar wieder gehoben. Man ist des Unbedeutenden, des Gewöhnlichen satt, und sucht das Bessere; man strebt aufs Neue wieder nach Bestimmtheit und Größe des Stils, nach Charakter und Bedeutung. Die albernen, oder unästhetischen Legenden- und Martyrergeschichten machen interessanten Begebenheiten aus der alten Geschichte, oder den schönen idealischen Bildern der Fabel Platz; und wenn auch der rechte Weg noch nicht wieder gefunden ist, so wird er we,

nigstens gesucht, und man nähert sich ihm wieder. Man darf nur den, vor zwanzig und mehr Jahren allgemein, und auch noch jetzt in den Studien der alten Professoren von St. Luca, herrschenden Stil, mit dem jetzt neu sich bildenden vergleichen, um die Fortschritte zum Bessern zu erkennen. Und wir haben Grund zu hoffen, daß der Anstoß, den David der gesunkenen Kunst gegeben hat, hier bald eine bessere Richtung nehmen werde, als in Frankreich selbst, unter den Händen seiner Nachahmer.

Beschluß.

Werfen wir jetzt noch einen vergleichenden Blick auf Rom, wie es vor der Revoluzion war, und wie es gegenwärtig ist! Wer Roms innere Verfassung, den Geist seiner Regierung, und den Zustand dieser Stadt vor der Revoluzion kennt, wird sich überzeugen, daß die zerrüttete Lage dieses Staats und das Elend seiner Bewohner nur zum Theil eine Wirkung derselben ist. Rom hat allerdings während dieser Periode viel, aber doch nicht mehr gelitten, als

andere Staaten, die gleichfalls des Joch der Freyheit getragen haben. Die Millionen, die man von hier entführt hat, waren todte Schätze, die nie zum Besten des Landes verwendet worden wären. Der Fall des Papiergeldes, war ein schmerzhafter aber nothwendiger Schnitt, der für die Folge die heilsame Wirkung gehabt hat, dem Betruge für immer ein Ende zu machen. Den empfindlichsten Schaden, durch welchen eine Menge Einwohner in Armuth und Elend gestürzt wurden, hat die Ausplünderung der Luoghi di monte angerichtet, wo die Trägheit unthätig von den Zinsen ihres Kapitals zehren konnte. Alle Familien, die ihr Vermögen dieser Anstalt auvertraut hatten, sind an den Bettelstab gerathen. Aber auch dieses würde, bey immer zunehmendem Verfalle der Finanzen und bey stäts sinkendem Kredite, des zum Uebermaaß gehäuften Papiergeldes, wiewohl nur später, erfolgt seyn. Die Revoluzion hat alle diese Uebel bloß beschleunigt, und das schneller vollendet, was die Wirthschaft des vorigen Papstes begonnen hatte. Andere Staaten arbeiten sich in der Ruhe des Friedens schnell wieder aus den Drang-

salen empor, in die der Krieg sie gestürzt hat, und die neubelebte Industrie, von den Hoffnungen einer bessern Zukunft erfüllt, heilt auch die tiefsten Wunden in wenigen Jahren. Der römische Staat wird sich nie erholen, wenn auch der ewige Friede selbst vom Himmel über ihn herabschwebte. Nur eine andere Regierung kann ihn dem Verderben entreissen. Auch die bittersten Erfahrungen haben nicht vermocht, dem blinden Pfaffengeiste die Augen zu öffnen, und ihn zu überzeugen, daß nur eine kluge Nachgiebigkeit gegen den Geist der Zeit, und eine demselben angemessene Reform seiner politischen Maximen seinen Sturz noch abwenden kann. Aber das politische und religiöse System des römischen Hofes, ist ein so innig verwebtes Ganzes, daß jede Veränderung in dem einen, auch eine Aenderung des andern unvermeidlich macht; darum wagt man nicht daran zu rücken, sondern glaubt alles zu thun, wenn man die Lücken und Rizzen des morschen Gebäudes so gut, als möglich wieder verkleistert. Bloß beschäftigt den religiösen Prunk und Pomp wieder herzustellen, verschwendet man darauf die wenigen Einkünfte

des Staats, während man für die Abstellung des physischen Elends gar nichts thut, vielmehr es durch Erhöhung der Accise auf die nothwendigsten Lebensbedürfnisse, noch immer drückender macht. Das römische Volk skandalisirte sich kürzlich nicht wenig darüber, daß der Papst, unter diesen Zeitumständen, eine kolossale Statue des Tiberius in sitzender Stellung, von einem hiesigen Bildhauer für siebentausend Zecchinen, gekauft hatte, als dieselbe mit vielem Pomp von vier und sechzig Lastträgern durch die Straßen Roms ins Vatikanische Museum transportirt wurde, wo sie allerdings eine würdige Zierde dieser reichen Sammlung seyn, und eine der Lücken ausfüllen wird, die die Franzosen in derselben gemacht haben. Uebrigens würde es, ungeachtet des augenscheinlichen Verfalles, dem die weltliche und geistliche Macht des römischen Hofes entgegen eilt, auch selbst dem größten politischen Rechenmeister wohl schwer seyn, vorher zu sagen, wenn sie dieses Ziel endlich erreichen werde. Man hat noch keinen Maaßstab für das Maximum des Elends aufgefunden, das ein Volk zu ertragen fähig ist; so wenig, als sich bestimmen

läßt,

läßt, in welcher Stunde ein morsches Gebäude in sich selbst zusammen stürzen wird.

Die Zeit der Revoluzion hat zu kurz gedauert, um dem Geiste der römischen Volksmasse eine andere Richtung zu geben, und was hier und dort Wurzel gefaßt hatte, ist durch den unglücklichen Ausgang derselben, schnell wieder ausgerottet worden. Es hat wenig Mühe gekostet, den großen Haufen, der immer nach handgreiflichen Gründen urtheilt, zu überreden, daß Freyheit und republikanische Verfassung die größten Uebel sind, die ein Volk treffen können, und daß das Elend, unter dem sanften Krummstabe geistlicher Hirten, erträglicher ist, als unter der strengen Zuchtruthe einer weltlichen Regierung. Doch hat jene Periode nicht nur im Mittelstande, sondern selbst in den untern Volksklassen, einen Schimmer von Aufklärung zurückgelassen, den man so leicht nicht wieder vertilgen wird. Die Achtung für die Großen hat sich sehr vermindert, weil man sie im Zustande der Demüthigung gesehen hat, ohne daß eine Wunderhand ihnen Hülfe bot. Die wöchentlichen Fa-

sten werden weniger strenge beobachtet, und die geistliche Polizey kann es nicht wehren, jedem essen zu lassen, was er mit seinem Gelde bestreiten kann. Und ob gleich das Volk überzeugt ist, daß die Republik nicht der Weg war, zu irrdischer Glückseligkeit zu gelangen; so fühlt es doch zugleich, daß die leere Segenshand des heiligen Vaters seine Uebel eben so wenig lindert. Ja es will nicht einmal glauben, daß die Fortdauer dieser Uebel noch immer eine Wirkung der Revoluzion sey, da es täglich sieht, daß die Häupter der Regierung nur für die Wiederherstellung ihres ehemaligen Pompes sorgen, und für seine dringenden Bedürfnisse nichts thun. Indessen ist, bey allen diesem Elende, der Luxus, besonders des weiblichen Geschlechts, stärker als vorhin. Die Mittel ihn zu bestreiten, findet der größte Theil der Römerinnen in ihren Reizen, und die Priester selbst halten es für überflüssig, denen, die sich als sündige Magdalenen anklagen, eine Strafpredigt zu halten; denn sie wissen, daß die Eitelkeit mehr Gewalt über ein weibliches Herz hat, als die kräftigste Bußermahnung.

Vor dem Tumulte, der Basseville's Ermordung im Winter des Jahres 1793 begleitete, und wo die römische Regierung zuerst aus dem Schlummer geschreckt wurde, herrschte in Rom zwar keine eigentliche Denkfreyheit, aber doch eine Liberalität gegen freye Meynungen, die man in der Residenz des Obskurantismus kaum erwarten sollte; und jemand mußte schon sehr gröblich gegen die Klugheit verstoßen und öffentliches Skandal geben, um der geistlichen Polizey in die Hände zu fallen. Das Daseyn der Inquisizion merkte man kaum, und nur bey seltenen, außerordentlichen Gelegenheiten zündete sie ihre Scheiterhaufen an, wo jedoch nur Bücher, nicht Menschen verbrannt wurden. Sie gab zum letztenmale dieses Schauspiel bey Cagliostro's Prozeß. Späterhin war die Polizey zwar wachsamer, und sandte überall ihre Spionen aus; aber doch hat sie, selbst in den Zeiten der größten Gefahr, nie mit jener teuflischen Energie gehandelt, wodurch sich die geheime Polizey in Neapel, während dieser Periode, ausgezeichnet hat.

Wir schließen unser Sitten- und Kulturgemälde von Rom, mit einem Sonnett des Dichters Alfieri, worin er Rom in keinem so günstigen Lichte geschildert hat, als der fromme Graf S. in seiner Reisebeschreibung.

Roma.

Vuota, insalubre region, che Stato
Ti vai nomando; aridi campi incolti;
Pallidi, muti, estenuati volti
Di popol rio, codardo, insanguinato;
Impotente, non libero Senato
Di vili astuti, in fulgid' ostro avvolti;
Ricchi patrizi; e, più che ricchi, stolti;
Prence, cui fa sciocchezza altrui beato.
Città, non cittadini; augusti tempj,
Religion non già; leggi che ingiuste
Ogni lustro cangiar vede, ma in peggio;
Chiavi che, compre un dì, schiudeano agli empj
Del ciel le porte, e per età vetuste:
Non sei tu Roma, d'ogni vizio seggio?

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

Kult.
[Fernow]

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Fernow, Carl Ludwig,

Sitten und Kulturgemälde von Rom Mit dem Bildnisse des Kardinals Ruffo und neun andern Kupfern

Gotha 1802

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Kult 620
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11256230-4